

**Soziale und biographische Fremdheitserfahrungen
und ihre Verarbeitung in der Lebenspraxis
lesbischer Frauen**

Eine qualitative Pilotstudie

Diplomarbeit

Studiengang Kommunikationspsychologie

**Hochschule Zittau/Görlitz (FH)
Fachbereich Sozialwesen**

Verfasserin: Cordula Karich

Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Waldow

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Ulrike Gräbel

Datum der Abgabe: 07.08.2003

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG	1
	TEIL A - THEORIETEIL	3
2	BEGRIFFLICHE GRUNDLAGEN	3
2.1	LESBISCHE FRAUEN	3
2.1.1	Wer ist eine lesbische Frau?	3
2.1.2	Merkmale lesbischer Identitäten.....	7
2.2	FREMDHEIT UND FREMDHEITSERFAHRUNGEN	9
2.2.1	Soziale Fremdheitserfahrungen	12
2.2.2	Biographische Fremdheitserfahrungen	17
2.3	LEBENSPRAXIS UND LEBENSFÜHRUNG	18
2.4	KONKRETISIERTE FRAGESTELLUNG.....	20
3	EIN MODELL DER ENTWICKLUNG HOMOSEXUELLER IDENTITÄT	21
3.1	THEORETISCHE GRUNDLAGEN.....	21
3.2	PHASEN HOMOSEXUELLER IDENTITÄTSBILDUNG	23
3.2.1	Ausgangspunkt.....	23
3.2.2	Identitätsverwirrung.....	24
3.2.3	Identitätsvergleich.....	26
3.2.4	Identitätstoleranz.....	29
3.2.5	Identitätsakzeptanz.....	30
3.2.6	Identitätsstolz	33
3.2.7	Identitätssynthese.....	34
3.3	KRITISCHE WÜRDIGUNG DES MODELLS.....	35
4	ZUSAMMENHANG VON FREMDHEITSERFAHRUNGEN, IDENTITÄTSENTWICKLUNG UND LEBENSPRAXIS	36
4.1	FREMDHEITSERFAHRUNGEN IN DER ENTWICKLUNG LESBISCHER IDENTITÄT	36
4.1.1	Biographische Fremdheitserfahrungen in der Entwicklung lesbischer Identität	36
4.1.2	Soziale Fremdheitserfahrungen in der Entwicklung lesbischer Identität	37
4.2	KONSEQUENZEN SOZIALER FREMDHEITSERFAHRUNGEN FÜR DIE LEBENSPRAXIS.....	39
	TEIL B – EMPIRISCHE BEARBEITUNG	47
5	METHODISCHES VORGEHEN	47
5.1	ERHEBUNGSMETHODE	48
5.1.1	Aufbau des Interviews	48

5.1.2	Interviewleitfaden	49
5.2	DURCHFÜHRUNG DER UNTERSUCHUNG	52
5.2.1	Finden und Auswählen der Interviewpartnerinnen.....	52
5.2.2	Führen der Interviews	54
5.3	DATENAUSWERTUNG	55
5.3.1	Transkription.....	55
5.3.2	Globalauswertung	55
5.3.3	Grounded Theory	57
6	ERGEBNISSE.....	62
6.1	KURZVORSTELLUNG DER INTERVIEWPARTNERINNEN	62
6.2	GLOBALAUSWERTUNGEN.....	63
6.2.1	Globalauswertung des Interviews mit Anna.....	63
6.2.2	Globalauswertung des Interviews mit Beate	68
6.2.3	Globalauswertung des Interviews mit Claudia	72
6.2.4	Globalauswertung des Interviews mit Doreen.....	77
6.3	FEINANALYSEN.....	81
6.3.1	Äußeres Coming-out.....	82
6.3.2	Inneres Coming-out	99
6.3.3	Anderssein	100
6.3.4	Diskriminierung	101
6.3.5	Situationsangepasstes Verhalten.....	102
6.3.6	(Un-)Sichtbarkeit des Lesbischseins.....	103
6.4	ZUSAMMENFASSUNG DER INTERVIEWTEILE ZUM KONZEPT DER FREMDEITERFAHRUNG.....	104
	TEIL C – DISKUSSION	107
7	GEGENÜBERSTELLUNG VON THEORETISCHEN ÜBERLEGUNGEN UND EMPIRISCHEN ERGEBNISSEN.....	107
8	KRITISCHE REFLEXION.....	112
9	ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK	114
	LITERATURVERZEICHNIS.....	116
	ANHANG.....	124
	A. TRANSKRIPTIONSREGELN.....	124
	B. EINVERSTÄNDNISERKLÄRUNG/DATENSCHUTZVEREINBARUNG	126

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Bipolares Modell der sexuellen Orientierung	4
Abbildung 2: Heterosexuelles und homosexuelles Kontinuum der körperlichen Anziehung	5
Abbildung 3: Heterosexuelles und homosexuelles Kontinuum der emotionalen Anziehung	5
Abbildung 4: Intrapersonale Matrix.....	22
Abbildung 5: Intrapersonale Matrix vor Beginn der homosexuellen Identitätsbildung	24
Abbildung 6: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätsverwirrung	25
Abbildung 7: Intrapersonale Matrix in der Phase des Identitätsvergleiches.....	26
Abbildung 8: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätstoleranz	29
Abbildung 9: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätsakzeptanz bei Übernahme der „philosophy of partial legitimization“	32
Abbildung 10: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätsakzeptanz bei Übernahme der „philosophy of full legitimization“	32
Abbildung 11: Intrapersonale Matrix in der Phase des Identitätsstolzes	33
Abbildung 12: Entscheidungsmöglichkeiten zum Coming-out	83

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Sexuelle Orientierungen als Kombination aus heterosexueller und/oder homosexueller körperlicher und emotionaler Anziehung.....	6
Tabelle 2: Übersicht über Zentralstellen und parallele Passagen anderer Interviews	82
Tabelle 3: Eigenschaften und Dimensionen der Kategorie Coming-out	83
Tabelle 4: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Ehrlichkeit bei Fremdinitiative.....	85
Tabelle 5: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Geleitetes Entdecken	87
Tabelle 6: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Nicht-Dementieren unterstellter Heterosexualität	90
Tabelle 7: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Vorgeben einer heterosexuellen Identität	93
Tabelle 8: Techniken der Informationskontrolle und entsprechende Phänomene aus den Interviews.....	109
Tabelle 9: Transkriptionsregeln nach GAT (Basistranskript).....	125

Hinweis:

Diese Arbeit ist nach den geltenden Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung geschrieben. Sämtliche Zitate sind jedoch ohne Änderung übernommen worden. Das betrifft neben Zitaten nach der alten deutschen Rechtschreibung auch die unterschiedlichen Schreibungen des amerikanischen und britischen Englisch.

1 Einleitung

(...) obwohl die Ursachenforschung nicht mehr so gedeiht wie noch vor einigen Jahren, haben sich die prinzipiellen Fragestellungen kaum geändert: Noch immer wird Homosexualität als Zustand gesehen, den es zu erforschen und zu begründen gilt. Das gesellschaftspolitische Interesse daran ist nach wie vor groß. Kaum eine Studie stellt sich die überaus relevanten Fragen: Was bedeutet es für einen Menschen in einer homophoben Umwelt zu leben, den sozialen Status eines ‚Homos‘ zu haben? (Hofmann 1997, S. 112).

Im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen die Erfahrungen lesbischer Frauen in einer heterosexuell bestimmten Umwelt. Diese Erfahrungen werden aus einer xenologischen Perspektive betrachtet und als Erfahrungen biographischer und sozialer Fremdheit aufgefasst. Den Ausgangspunkt meiner theoretischen Überlegungen bildet die Frage, wie lesbische Frauen biographische und soziale Fremdheit erfahren und wie sie diese Erfahrungen in ihrer Lebenspraxis verarbeiten. Vorrangiges Ziel des Theorieteiles ist es, die Begriffe der biographischen und sozialen Fremdheitserfahrung durch die Anwendung auf die Erfahrungen lesbischer Frauen zu konkretisieren. Außerdem sollen Möglichkeiten der Verarbeitung von Fremdheitserfahrungen in der Lebenspraxis aufgezeigt werden. Über diese Verarbeitungsmöglichkeiten wird die Verbindung zwischen den theoretischen Überlegungen und der Umsetzung der Fragestellung in die empirische Bearbeitung hergestellt. Die empirische Bearbeitung erfolgt in Form einer qualitativen Untersuchung. Aufgrund der bislang fehlenden wissenschaftlichen Theoriebildung zu Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen ist diese Untersuchung als Pilotstudie zu betrachten.

Die Arbeit ist wie folgt aufgebaut: In Kapitel 2 werden die zentralen Begriffe – lesbisch, biographische Fremdheitserfahrungen, soziale Fremdheitserfahrungen und Lebenspraxis – erläutert. Am Ende des Kapitels konkretisiere ich mit Hilfe der präzisierten Begriffe meine Fragestellung. Kapitel 3 stellt ein Modell der Entwicklung homosexueller Identität vor. Darauf aufbauend erfolgt in Kapitel 4 eine Zuordnung biographischer und sozialer Fremdheitserfahrungen zu Phasen dieses Entwicklungsprozesses. Außerdem werden Konsequenzen sozialer Fremdheitserfahrungen für die Lebenspraxis lesbischer Frauen erörtert.

In Kapitel 5 beschreibe ich mein methodisches Vorgehen bei der empirischen Bearbeitung der Fragestellung. Die angewandten Methoden zur Datenauswertung (Globalauswertung und Grounded Theory) werden ebenfalls dargestellt. Kapitel 6 beinhaltet die Globalauswertungen der Interviews, dokumentiert die vorläufigen Ergebnisse der Feinanalyse und die Meinungen der Interviewpartnerinnen zu meinem theoretischen Ansatz. Den Abschluss dieser Arbeit bilden die Gegenüberstellung von empirischen Ergebnissen und theoretischen Überlegungen, eine kritische Reflexion des Forschungsprozesses sowie Ideen für seine Weiterführung.

Teil A - Theorieteil

2 Begriffliche Grundlagen

Zu Beginn des Theorieteils möchte ich mein vorläufiges Verständnis zentraler Begriffe erläutern. Einige von ihnen werde ich in späteren Kapiteln weiter konkretisieren. Da zwischen den einzelnen Begriffen Wechselbeziehungen bestehen, können nicht alle erörtert werden, ohne dabei auf noch nicht definierte Begriffe zurückzugreifen.

2.1 Lesbische Frauen

2.1.1 Wer ist eine lesbische Frau?

Die wissenschaftliche Diskussion darüber, wer eine lesbische Frau ist oder nicht, hat eine lange Tradition. Auf der einen Seite des Spektrums möglicher Definitionen findet sich die Position „Lesbisch ist, wer sich selbst so bezeichnet“ (vgl. u.a. Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen¹ 1999, S. 23 f.; Liang 1997, S. 292). Auf der anderen Seite steht beispielsweise die extrem enge Auffassung von Julia Penelope. Eine Frau, die in ihrem Verhalten und/oder ihrem Äußeren dem entspricht, was im Allgemeinen unter weiblich oder feminin verstanden wird, ist Penelope zufolge nicht lesbisch, auch wenn sie sich selbst so bezeichnet. Penelope setzt Weiblichkeit/Feminität erst mit Heterosexualität und dann mit „lesbenhassend“ gleich: „FEMININITY = HETEROSEXUALITY = CLOSETED = PRIVILEGE = LESBIAN-HATING“ (Penelope 1992, S. 96).

Neben verschiedenen theoretischen Positionen gibt es außerdem unter lesbischen Frauen selbst ganz unterschiedliche Auffassungen darüber, was Lesbischsein bedeutet:

Für die Einen ist Lesbisch-Sein eine sexuelle Präferenz. Für Andere ist es eine emotionale Bindung oder etwas, das grundsätzlich auf der Grundlage einer freien Entscheidung basiert. Einige sagen, es sei eine frauenidentifizierte Lebensweise und von daher vor allem eine politische

¹ Im Folgenden zitiert als: MFJFG NRW.

Haltung, während manch Andere wiederum behaupten, Lesbisch-Sein sei es (sic!) etwas Gegebenes oder Angeborenes (MFJFG NRW 1999, S. 23).

Die Auffassung von Lesbischsein als eine sexuelle Präferenz bzw. sexuelle Orientierung ist besonders weit verbreitet. Sexuelle Orientierung wird dabei häufig als ein Kontinuum zwischen heterosexuell (auf das andere biologische Geschlecht gerichtet) und homosexuell (auf das eigene biologische Geschlecht gerichtet) gesehen (z.B. Kinsey-Skala; s. Pschyrembel Wörterbuch Sexualität 2003, S. 272 f.). Michael G. Shively und John P. De Cecco (1993, S. 84) dagegen beschreiben sexuelle Orientierung als eine von vier Komponenten der sexuellen Identität.² Sie kritisieren am bipolaren Modell sexueller Orientierung (s. Abbildung 1), dass sich dort die Kategorien „homosexuell“ und „heterosexuell“ gegenseitig ausschließen.

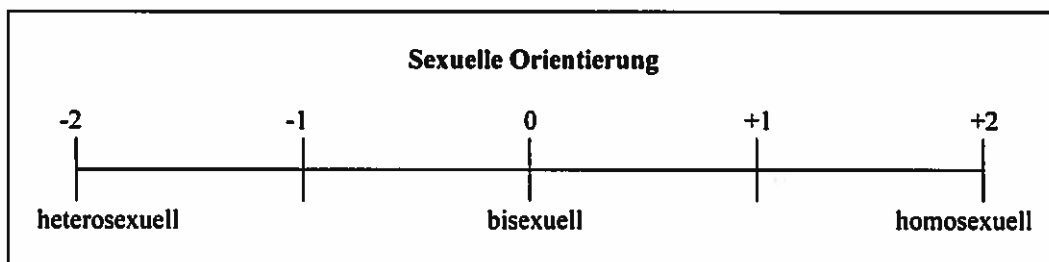


Abbildung 1: Bipolares Modell der sexuellen Orientierung (nach Shively & De Cecco 1993, S. 85).

Shively und De Cecco (1993, S. 84 f.) schlagen deshalb ein anderes Verständnis von sexueller Orientierung vor. Sie unterscheiden einerseits zwischen körperlicher und emotionaler Anziehung und sehen andererseits beide Aspekte auf jeweils zwei Kontinua: einem Kontinuum der heterosexuellen Anziehung und einem Kontinuum der homosexuellen Anziehung (s. Abbildung 2 und Abbildung 3).

² Die weiteren Komponenten sexueller Identität sind: das biologische Geschlecht, die Geschlechtsidentität und die soziale Geschlechtsrolle (vgl. Shively & De Cecco 1993, S. 80).

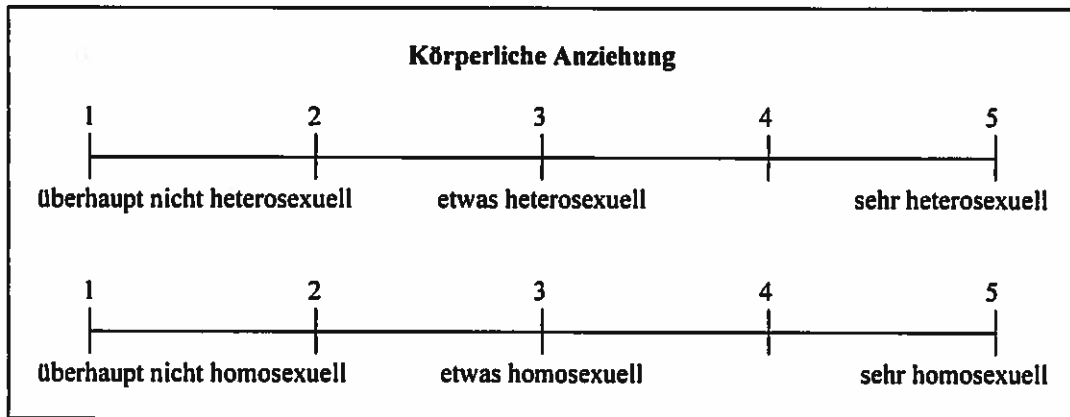


Abbildung 2: Heterosexuelles und homosexuelles Kontinuum der körperlichen Anziehung (nach Shively & De Cecco 1993, S. 85).

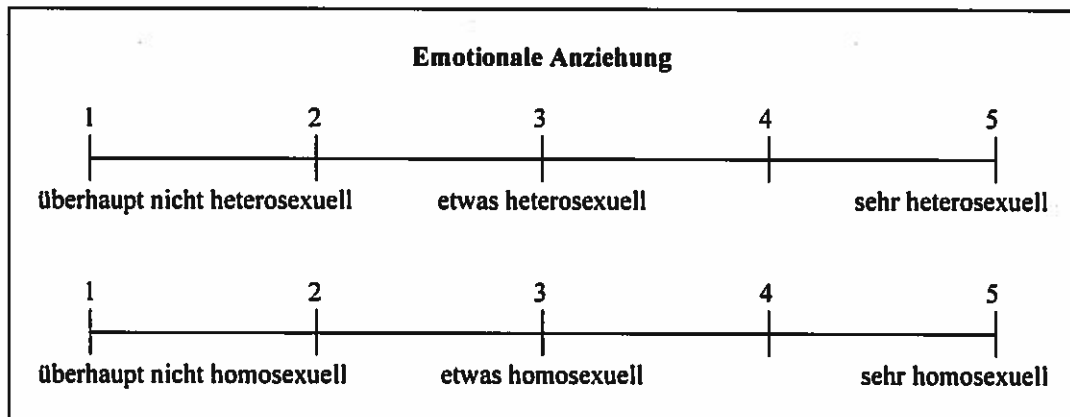


Abbildung 3: Heterosexuelles und homosexuelles Kontinuum der emotionalen Anziehung (nach Shively & De Cecco 1993, S. 86).

Mit diesem Modell können körperliche und emotionale Anziehungen *qualitativ* als heterosexuell oder homosexuell oder sowohl hetero- als auch homosexuell beschrieben werden, und *quantitativ* als schwach oder stark hetero- und/oder homosexuell. Tabelle 1 stellt die sechzehn möglichen sexuellen Orientierungen dar, die sich aus der Kombination dieser Dimensionen von Shively und De Cecco (1993) ergeben. Es wird deutlich, dass die üblichen Bezeichnungen bi-, hetero-, homo- und asexuell³ davon nur einen Bruchteil abdecken.

³ Asexuell wird hier als phänomenologischer, nicht als pathologisierender Begriff verwendet.

Tabelle 1: Sexuelle Orientierungen als Kombination aus heterosexueller und/oder homosexueller körperlicher und emotionaler Anziehung.

		emotionale Anziehung			
		stark heterosexuell + stark homosexuell	stark heterosexuell + schwach homosexuell	schwach heterosexuell + stark homosexuell	schwach heterosexuell + schwach homosexuell
körperliche Anziehung	stark heterosexuell + stark homosexuell	1 bisexuell	2	3	4
	stark heterosexuell + schwach homosexuell	5	6 heterosexuell	7	8
	schwach heterosexuell + stark homosexuell	9	10	11 homosexuell	12
	schwach heterosexuell + schwach homosexuell	13	14	15	16 asexuell

Als „eindeutig lesbisch“ würde ich im System dieser sechzehn sexuellen Orientierungen diejenigen Frauen bezeichnen, die sich sowohl emotional als auch körperlich stark von Frauen (d.h. homosexuell) und wenig von Männern (d.h. heterosexuell) angezogen fühlen. Daneben gibt es aber noch zwei Kombinationen, bei denen jeweils eine starke körperliche *und* emotionale homosexuelle Anziehung vorhanden ist (s. Tabelle 1; Felder 3 und 9) und acht Kombinationen, bei denen auf der körperlichen *oder* der emotionalen Dimension eine starke homosexuelle Anziehung vorliegt (s. Tabelle 1; Felder 2, 4, 5, 7, 10, 12, 13 und 15). Für diese Varianten sexueller Orientierung existieren keine Bezeichnungen. Es ist aber vorstellbar, dass Frauen, deren emotionales und körperliches Angezogensein einer dieser Kombinationen entspricht, sich selbst als lesbisch, bisexuell oder heterosexuell verstehen. Darüber hinaus stellt Richard R. Troiden (1988, S. 2) fest: „Homosexual activities or feelings do not necessarily crystallize in perceptions of self as homosexual; conversely, a homosexual identity is not necessarily the outcome of homosexual activities“.

Bei dem Versuch, eine theoretische Antwort auf die Frage zu finden, wer eine lesbische Frau ist, ergeben sich also vielfältige Schwierigkeiten. Ich schließe mich

daher der pragmatischen Definition an, die ich eingangs erwähnt habe: Unter einer lesbischen Frau verstehe ich jede, die sich selbst als lesbisch bezeichnet.

Da dieses Verständnis ganz verschiedene Frauen einschließt, die sich auch hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung (im Sinne von Shively & De Cecco, 1993) voneinander unterscheiden, versuche ich im nächsten Abschnitt, gemeinsame Eigenschaften lesbischer Frauen zu bestimmen.

2.1.2 Merkmale lesbischer Identitäten

Wenn es darum geht, Besonderheiten lesbischer (und schwuler) Identitäten zu beschreiben, nutzen viele WissenschaftlerInnen (vgl. de Monteflores 1993, Edgar 1994, Maas 1999) die Stigma- und Stigmamanagementtheorie von Erving Goffman (1963, 1990).

Stigma definiert Goffman (1990) zunächst als eine Eigenschaft „von weniger wünschenswerter Art“ (S. 10), die „zutiefst diskreditierend ist“ (S. 11). Eine Eigenschaft sei allerdings „als ein Ding an sich weder kreditierend noch diskreditierend“ (S. 11), d.h. eine Eigenschaft kann den einen Menschen stigmatisieren, „während sie die Normalität eines anderen bestätigt“ (S. 11). Trotzdem geht Goffman davon aus, dass „(...) es wichtige Eigenschaften gibt, die fast überall in unserer Gesellschaft diskreditierend sind“ (S. 12) und verwendet den Begriff Stigma später überwiegend für derartige Eigenschaften. Dabei unterscheidet Goffman drei Arten von Stigmata (S. 12 f.):

Erstens gibt es die Abscheulichkeiten des Körpers – die verschiedenen physischen Deformationen. Als nächstes gibt es individuelle Charakterfehler, wahrgenommen als Willensschwäche, beherrschende oder unnatürliche Leidenschaften, tückische und starre Meinungen und Unehrenhaftigkeit, welche alle hergeleitet werden aus einem bekannten Katalog, zum Beispiel von Geistesverwirrung, Gefängnishaft, Sucht, Alkoholismus, Homosexualität, Arbeitslosigkeit, Selbstmordversuchen und radikalem politischen Verhalten. Schließlich gibt es die phylogenetischen Stigmata von Rasse, Nation und Religion.

Aus der Tatsache, dass nicht jedes dieser Stigmata offensichtlich ist, ergibt sich die Unterscheidung zwischen diskreditierten und diskreditierbaren Menschen:

Nimmt das stigmatisierte Individuum an, daß man über sein Anderssein schon Bescheid weiß oder daß es unmittelbar evident ist, oder nimmt es an, daß es weder den Anwesenden bekannt ist noch von ihnen unmittelbar wahrnehmbar? Im ersten Fall hat man es mit der Misere des *Diskreditierten* zu tun, im zweiten mit der des *Diskreditierbaren* (Goffman 1990, S. 12; Hervorh. im Original).

Diskreditierte und diskreditierbare Menschen befinden sich also in unterschiedlichen Situationen, diese wiederum führen zu verschiedenen Strategien im Umgang mit dem Stigma. Urs Haerberlin und Eva Niklaus (1978) beschreiben die Strategie diskreditierter Menschen als „*Management der psychischen Spannung, die sich aus dem Wissen von der stattgefundenen Stigmatisierung ergibt*“ (S. 35; Hervorh. im Original), während Diskreditierbare überwiegend eine „*fortwährende Informationskontrolle über das nicht nachgewiesene Attribut, durch welches sie stigmatisierbar sind*“ (S. 36; Hervorh. im Original) durchführen.

Lesbische Frauen können zunächst zu den diskreditierbaren Menschen gezählt werden: Sie sind aufgrund einer an sich nicht sichtbaren Eigenschaft – ihrer sexuellen Orientierung – stigmatisierbar. Es ist davon auszugehen, dass lesbische Frauen verschiedene Techniken der Informationskontrolle einsetzen, um eine tatsächliche Diskreditierung/Stigmatisierung zu vermeiden. Auf diese gehe ich in Kapitel 4.2 detailliert ein.

Im Zusammenhang mit Stigmatisierbarkeit und tatsächlicher Stigmatisierung lesbischer Frauen und schwuler Männer beschreibt Richard R. Troiden (1988, S. 27; Hervorh. im Original) eine weitere Eigenschaft ihrer Identitäten:

Identities perceived and experienced as relevant in many social situations are *transsituational* identities. The stigma surrounding homosexuality and the perceived need to keep homosexuality a secret may infuse homosexual identities with transsituational significance for many individuals at various times and places.

Als ein Beleg für die Vielfalt von Situationen oder Kontexten, in denen die lesbische Identität einer Frau von Bedeutung ist, können unter anderem die Bereiche aufgefasst werden, in denen lesbische Frauen laut einer Studie von Brigitte Reinberg und Edith Roßbach (1995) diskriminiert werden:

- die Familie,
- der Freundes- und Bekanntenkreis,
- der Arbeitsplatz,
- die Schule und die Universität,
- der Wohnbereich,

- der medizinische und therapeutische Bereich,
- staatliche Organisationen,
- die Öffentlichkeit und
- Zeitungen und Zeitschriften.

Als Gemeinsamkeiten lesbischer Frauen können damit a) ihre Selbstbezeichnung als lesbisch und b) die transsituationale Bedeutung der diskreditierbaren lesbischen Identitäten festgehalten werden.

2.2 Fremdheit und Fremdheitserfahrungen

Zentral für diese Arbeit ist der Begriff der *Fremdheitserfahrung*, der aus dem xenologischen Fremdenbegriff abgeleitet wird.

Den „Basisbegriff Fremdheit“ bestimmt Michael Waldow (2002a, S. 4) über folgende gemeinsame Eigenschaften unterschiedlicher Formen der Fremdheit:

- Alle Formen von Fremdheit sind mit einer räumlichen Distanz verbunden, mit einer *Unterscheidung zwischen Innen und Außen*.
- Aus der Unterscheidung zwischen Innen und Außen ergeben sich *Ausgrenzungen und Eingrenzungen*, wobei die Reziprozitätsnorm zwischen Aus- und Eingegrenzten/m ganz oder teilweise außer Kraft gesetzt wird.
- Die Prozesse der Ausgrenzung und Eingrenzung *behindern bzw. erschweren Begegnungen* zwischen Aus- und Eingegrenzten/m.
- In Abhängigkeit von der „(...) Stärke der *Asymmetrie zwischen Innen und Außen, der Ein- und Ausgrenzung sowie der Verletzung der Reziprozitätsnorm*“ (Waldow 2002a, S. 4; Hervorh. im Original) variiert der Grad der Fremdheit.

Im Folgenden erläutere ich kurz drei Varianten von Fremdheit (kulturelle, soziale und biographische Fremdheit), die sich voneinander darin unterscheiden, *was* jeweils ausgeschlossen wird (*Gehalt der Fremdheit*) und *wie* es ausgeschlossen wird (*Art des Ausschlusses*).

- a) *Kulturelle Fremdheit* wird in interkulturellen Begegnungen erfahrbar. Der eigenen Kultur bzw. dem eigenen kulturellen Wissen steht als Fremdes hier eine andere Kultur mit einer anderen Wirklichkeitsordnung gegenüber. Die kulturelle Fremdheit besteht also in der Konfrontation mit einer abweichenden Wirklichkeitsordnung, die mit dem eigenen kulturellen Wissen nicht verstanden werden kann und unvertraut bleibt. Die Erwartung, das Leben verlaufe immer nach den vertrauten Regeln, ist gestört. Sinnvolles und erfolgreiches Handeln innerhalb der fremden Kultur ist nur eingeschränkt möglich (vgl. Waldow 2002a, S. 13 f.).
- b) *Soziale Fremdheit* steht im Zusammenhang mit der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit eines Individuums zu sozialen Gruppen, die das Individuum als Ganzes betreffen und für seine Lebenspraxis von großer Bedeutung sind. Zum Eigenen werden hier soziale Gruppen, denen ein Mensch angehört; fremd sind demgegenüber diejenigen Gruppen (und deren Mitglieder), denen er nicht angehört oder zu denen ihm die Zugehörigkeit verwehrt ist. Zwischen Angehörigen und Nichtangehörigen einer Gruppe bestehen „Grenzen des Dürfens“ (Waldow 2002a, S. 12), d.h. den Mitgliedern ist es erlaubt, Dinge zu tun, die den Nichtmitgliedern verboten sind, die diese aber tun *könnten*. Damit wird die Erwartung der Gleichheit enttäuscht (vgl. Waldow 2002a, S. 11 ff.).
- c) Mit *biographischer Fremdheit* wird eine Form der Fremdheit angesprochen, die sich als das „in uns Unheimliche und Unvertraute“ (Waldow 2002a, S. 6) äußert. Es sind damit die Gedanken, Handlungen, Symptome etc. gemeint, die als ‚nicht zu mir gehörig‘ erlebt werden. Die Erwartung, auf der Ebene der eigenen Person alles unter Kontrolle zu haben und erklären zu können, wird enttäuscht. Dabei spielen auch Äußerungen des Körpers eine Rolle, deren Bedeutung sich dem Individuum nicht unmittelbar erschließt und die so unverstanden bleiben. Das Eigene kann hier als die persönliche Identität eines Individuums beschrieben werden, während Abweichungen von dieser Identität als fremd erlebt werden (vgl. Waldow 2002a, S. 10 f.).

Von diesen drei Fremdheitsformen gilt die kulturelle Fremdheit, die in interkulturellen Begegnungen erfahren wird, als „prototypischer Fall“ (Hammerschmidt 1997, S. 14). Tatsächlich befasst sich ein Großteil der xenologischen Literatur mit Fragen der kulturellen Fremdheit, soziale und biographische Fremdheit spielen eine untergeordnete Rolle. Mich hingegen interessieren besonders die Formen der Fremdheit, die unabhängig von interkulturellen Begegnungen erlebbar sind. Ich werde mich daher im Folgenden – entsprechend der Fragestellung dieser Arbeit – auf soziale und biographische Fremdheit konzentrieren, wobei der Schwerpunkt auf sozialer Fremdheit liegt.

Ich verschiebe außerdem den Blickwinkel meiner Betrachtungen, indem ich mich nicht mehr mit Fremdheit als abstraktem Faktum, sondern mit konkreten Fremdheitserfahrungen beschäftige. Unter Fremdheitserfahrungen verstehe ich die Erfahrungen, die Menschen machen, wenn sie sich selbst fremd fühlen. Gemeint ist damit sowohl die Erfahrung, *fremd in Bezug auf andere* zu sein (soziale Fremdheitserfahrung) als auch die Erfahrung, *sich selbst fremd* zu sein (biographische Fremdheitserfahrung). Damit unterscheidet sich der Begriff der Fremdheitserfahrungen, den ich hier verwende, in einem wesentlichen Punkt von dem, was bei Waldow (2002a, 2002b) oder Hammerschmidt (1997) als „Fremderfahrungen“ oder „Fremdenerfahrungen“ bezeichnet wird. Während es dort vor allem darum geht, dass jeweils der/die/das andere als Fremder/Fremde/Fremdes wahrgenommen wird, geht es mir hier um das Erleben derjenigen, die *sich selbst* als Fremde gegenüber anderen wahrnehmen.

Bevor ich mich den sozialen Fremdheitserfahrungen zuwende, erscheint es mir wichtig, das *Fremde* vom *Anderen* abzugrenzen. Dinge oder Personen, die voneinander verschieden sind, sind sich nicht zwangsläufig auch fremd. Bernhard Waldenfels (1997) beschreibt das Andere als etwas, das „*unterschieden wird* aufgrund einer ‚spezifischen Differenz‘“, wogegen das Fremde „*sich selbst (...) unterscheidet*“ (S. 21; Hervorh. im Original). Während beim *Anderen* das Eine vom Anderen von einem neutralen Außenstandpunkt aus unterschieden *wird*, kann Fremdes sich nur *selbst* unterscheiden. Waldenfels (1997, S. 21; Hervorh. im Original) zeigt dies am Beispiel der Geschlechterdifferenz: „Es gibt keinen

neutralen ‚dritten Menschen‘, der voraussetzungslos zwischen Mann und Frau unterscheiden könnte, da doch zunächst der Mann *sich* von der Frau und diese *sich* vom Mann unterscheidet“. Waldow verweist auf einen weiteren Aspekt, der Andere von Fremden unterscheidet, indem er schreibt: „Der Andere wird zu einem Fremden, wenn seine Nichtzugehörigkeit eine *pragmatische Bedeutung* erhält“ (Waldow 2002a, S. 4; Hervorh. im Original). Ich verstehe diese pragmatische Bedeutung als eine Auswirkung auf die Lebenspraxis: die Nichtzugehörigkeit der Fremden hat sowohl Konsequenzen für ihr eigenes Verhalten als auch dafür, wie andere mit ihnen umgehen.

2.2.1 Soziale Fremdheitserfahrungen

Soziale Fremdheit habe ich beschrieben als eine Enttäuschung der Gleichheitserwartung, die aus lebenspraktisch relevanten Zugehörigkeiten und Nichtzugehörigkeiten zu sozialen Gruppen resultiert.

Unter sozialen Fremdheitserfahrungen möchte ich die Erfahrungen von Menschen verstehen,

- die sich aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe (und der Folgen dieser Zugehörigkeit für ihre Lebenspraxis) gegenüber einer anderen Gruppe oder deren Mitgliedern als fremd empfinden, beziehungsweise
- die sich bedingt durch ihre Nichtzugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe (und deren lebenspraktischen Auswirkungen) gegenüber dieser Gruppe oder ihren Mitgliedern als fremd empfinden.

Soziale Fremdheitserfahrungen können unterschiedlich intensiv sein. Dies ist davon abhängig, wie stark eine spezielle Nichtzugehörigkeit von einer allgemeineren Zugehörigkeit aufgefangen wird. Es kann hier zwischen definitiver und alltäglicher sozialer Fremdheit unterschieden werden (vgl. Waldow 2002a, S. 12). Mit definitiver sozialer Fremdheit ist eine Ausgrenzung gemeint, die „von keiner umfassenderen Zugehörigkeit gerahmt ist“ (Waldow 2002a, S. 12), während alltägliche soziale Fremdheit eine Nichtzugehörigkeit im Rahmen einer starken allgemeinen Zugehörigkeit beschreibt.

Um den Begriff der sozialen Fremdheitserfahrung weiter zu entwickeln und zu präzisieren, werde ich im Folgenden die Situation lesbischer Frauen im Hinblick auf soziale Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit analysieren. Ich betrachte dabei lesbische Frauen lediglich in ihrer Eigenschaft als *lesbische Frauen*. Andere Aspekte ihrer Identität beziehungsweise andere Gruppenzugehörigkeiten (bspw. in Bezug auf Alter, Bildungsgrad, regionale Herkunft, soziale Schicht) bleiben unberücksichtigt. Diese Einschränkung erscheint mir für die vorläufige Begriffsbestimmung notwendig.

Das Thema der Nichtzugehörigkeit kommt – verschieden nuanciert – in den meisten Arbeiten über lesbische Frauen vor. Es ist von einer „Außenseiterposition“ lesbischer Frauen die Rede (Reinberg & Roßbach 1995, S. 45), von ihrer Isolation von der „heterosexuellen Makrokultur“ (Albro & Tully 1997, S. 55) und davon, dass sich lesbische Frauen in ihrer Kindheit und Jugend anders, abseits und emotional von Gleichaltrigen isoliert fühlten (Savin-Williams 1995, S. 169 und S. 175). Auch umgangssprachliche Formulierungen für homosexuell, wie zum Beispiel *vom anderen Ufer*, *andersrum* oder *falsch gepolt*, spiegeln den Status lesbischer Frauen als *Andere* wider. Der Grund für die Nichtzugehörigkeit lesbischer Frauen ist also ihr Anderssein, wobei der Gegenstand des Andersseins zunächst lediglich die sexuelle Orientierung (s. Kapitel 2.1.1) ist. Allerdings wird dieses Anderssein im Allgemeinen nicht als eine eigenständige und gleichwertige Variante von menschlichem Zusammenleben und menschlicher Sexualität gesehen, sondern als Abweichung von der Norm der Heterosexualität (vgl. Reinberg & Roßbach 1995, S. 45; Roth 1997, S. 90). In einer derartigen Bewertung von Homosexualität äußert sich ein Phänomen, das Gregory M. Herek als Heterosexismus bezeichnet und folgendermaßen definiert (1993, S. 89 f.; Hervorh. im Original):

Heterosexism is (...) an ideological system that denies, denigrates, and stigmatizes any nonheterosexual form of behavior, identity, relationship, or community. Like racism, sexism, and other ideologies of oppression, heterosexism is manifested both in societal customs and institutions, such as religion and the legal system (...) and in individual attitudes and behaviors (...).

Die Nichtzugehörigkeit lesbischer Frauen bleibt also nicht folgenlos, sie hat vielmehr Konsequenzen für das Verhalten von Einzelpersonen und der Gesellschaft insgesamt gegenüber lesbischen Frauen – eine pragmatische Bedeutung. Die einfache Verschiedenheit wird somit zu einer Fremdheit, und zwar zur Fremdheit lesbischer Frauen in Bezug auf ihre heterosexuelle Umwelt.⁴

Als *soziale* Fremdheitserfahrungen lassen sich demnach die Erfahrungen beschreiben, die lesbische Frauen im Zusammenhang mit ihrer Abweichung von der heterosexuellen Norm machen, da sie diese Erfahrungen aufgrund ihrer Nichtzugehörigkeit zur Gruppe der heterosexuellen Menschen bzw. aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe der lesbischen Frauen machen.⁵

Damit von sozialen Fremdheitserfahrungen die Rede sein kann, muss nicht nur faktisch eine pragmatisch relevante Nichtzugehörigkeit zu einer Gruppe bestehen. Diese Nichtzugehörigkeit muss vor allem *erlebt* werden, und zwar auf eine Art und Weise, die ein Gefühl des Fremdseins hervorruft.

Als Ausgangspunkt für meine weiteren Überlegungen wähle ich ein Zitat von Reinberg und Roßbach (1995, S. 8), die feststellen: „Lesben kommen zunächst so gut wie nirgends explizit als Lesben vor – es sei denn, sie machen sich selbst bemerkbar“.

Damit sprechen Reinberg und Roßbach einen wesentlichen Aspekt des Erlebens von sozialen Fremdheitserfahrungen an: sich zu einer Gruppe zugehörig zu fühlen, die üblicherweise nicht erwähnt wird. Lesbische Frauen erleben ihre Nichtzugehörigkeit zur Gruppe heterosexueller Menschen dadurch, dass sie sich und ihre Erfahrungen – außer vielleicht im privaten Umfeld oder in der lesbischen Subkultur – nirgendwo wieder finden. Im Allgemeinen werden nur die Erfahrungen heterosexueller Menschen thematisiert, für die Erfahrungen nicht-

⁴ Gestützt wird die Bezeichnung lesbischer Frauen als fremd in Bezug auf ihre heterosexuelle Umwelt von den empirischen Ergebnissen zum Syndrom *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* der Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer. Diese Ergebnisse zeigen „(...) daß nicht nur Personen fremder Herkunft feindselig begegnet wird, sondern auch Personengruppen gleicher Herkunft, aber abweichenden Verhaltens, wie Obdachlose oder Homosexuelle“ (Heitmeyer 2002, S. 22 f.).

⁵ Ich verwende den Begriff ‚Gruppe‘ hier für eine Gesamtheit von Menschen, die über jeweils spezifizierte gemeinsame Merkmale – beispielsweise Homosexualität und Weiblichkeit – verfügen. Es ist damit eher eine soziale Kategorie gemeint als eine real existierende und agierende Gruppe in einem psychologischen oder soziologischen Sinn.

heterosexueller Menschen ist kein Raum vorgesehen. Die Verweigerung der Auseinandersetzung mit lesbischen Frauen und ihren Erfahrungen bezeichnen Reinberg und Roßbach (1995, S. 148) als die „Totschweige-Strategie“. Diese Strategie erstreckte sich für lesbische Frauen auch auf ihr privates Umfeld. Beispielsweise würden viele, trotzdem in ihren Familien oder Freundeskreisen ihr Lesbischsein bekannt ist, „immer wieder nach einem Freund oder Mann gefragt“ (Reinberg & Roßbach 1995, S. 149). Von Gesprächen ausgeschlossen zu sein, ignoriert oder nicht mitgemeint zu werden, ist eine Form der Nichtzugehörigkeit, die lesbische Frauen immer wieder in alltäglichen Situationen erleben.

Als ein weiterer Faktor spielt die prinzipielle Unsichtbarkeit des Lesbischseins im Zusammenhang mit sozialen Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen eine entscheidende Rolle. Es ist nicht möglich, allein aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes einer Frau zu entscheiden, ob sie lesbisch oder heterosexuell ist. Stereotype Vorstellungen über das Aussehen lesbischer Frauen treffen häufig nicht zu bzw. passen oft auch auf heterosexuelle Frauen. Lesbische Frauen können also nicht eindeutig erkannt werden. Da die meisten Menschen außerdem davon ausgehen, dass ihre GesprächspartnerInnen heterosexuell sind, werden lesbische Frauen oft nicht als solche wahrgenommen (vgl. Liang 1997, S. 292). Sie wissen sich dann als Gleiche wahrgenommen, obwohl sie in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung Andere sind. Sie sind sich ihrer Nichtzugehörigkeit bewusst, während sie als Zugehörige behandelt werden.

In einer solchen Gesprächssituation können lesbische Frauen sich fremd fühlen, insbesondere wenn sie sich gegenüber ihren jeweiligen GesprächspartnerInnen nicht outen möchten. Wollen sie vermeiden, dass ihr Lesbischsein thematisiert wird, müssen sie sich in ihren Äußerungen einschränken. Reinberg und Roßbach (1995, S. 45) beschreiben diesen Einfluss der Nichtzugehörigkeit lesbischer Frauen auf ihr Kommunikationsverhalten folgendermaßen:

Lesben können sich über einen zentralen Lebensbereich, nämlich den der sozialen und sexuellen Beziehungen (...), nie spontan, offen oder unzensiert äußern, sobald sie sich außerhalb ihrer spezifischen Subkultur bewegen. Immer sind sie sich dessen bewußt, daß Gesprächspartner/innen außer auf die direkte inhaltliche Aussage auch auf das Lesbischsein selbst reagieren werden, wenn es als Lebensform vermittelt wird.

Obwohl die Absolutheit („nie“, „immer“) dieser Feststellung anzuzweifeln ist, wird hier auf einen wesentlichen Unterschied im kommunikativen Umgang mit Homo- und Heterosexualität hingewiesen. Erwähnen lesbische Frauen ihre sexuelle Orientierung, müssen sie zumindest damit rechnen, dass sich die Aufmerksamkeit ihrer GesprächspartnerInnen auch auf ihr Lesbischsein richtet, während die Erwähnung einer heterosexuellen Orientierung meist gar nicht als solche aufgefasst wird. Die Differenz in der Wahrnehmung und Bewertung von Äußerungen und Darstellungen homo- oder heterosexueller Orientierung illustriert auch Herek (1993, S. 94):

When gay people engage in behaviors that parallel those allowed to heterosexuals, they make public what society prescribes should be private. They are accused of 'flaunting' their sexuality and thereby are perceived as deserving or even 'asking for' retribution, harassment, or assault. For example, displaying a photograph of one's (heterosexual) spouse in the workplace implicitly conveys information to others about one's private sexual behavior. Yet, because that spouse has a public identity as husband or wife, most onlookers (if they even notice the photo) do not think of the person pictured primarily in sexual terms. Rather, their interest centers on the partner's physical appearance, social status, occupation, and personality. They do not perceive the photograph's display to constitute an inappropriate intrusion of the private sphere into public life. When the photograph is of a same-sex partner, in contrast, everyone is likely to notice. The partner's gender overwhelms all other information about her or him. The sexual component of the relationship is no longer mundane and implicit; the private-public barrier is perceived to have been violated. The seemingly innocent act of displaying a partner's photograph fundamentally changes one's status and relationships.

Dieses Beispiel verdeutlicht noch einmal die alltäglichen Auswirkungen bzw. pragmatischen Konsequenzen, die für eine lesbische Frau mit der Nichtzugehörigkeit zur Gruppe der heterosexuellen Menschen verbunden sein können.

Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich Zusammenhänge hergestellt zwischen sozialen Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen und

- Heterosexismus,
- der Unsichtbarkeit des Lesbischseins,
- dem Verschweigen der Existenz lesbischer Frauen und Beziehungen und
- der Unterstellung von Heterosexualität.

Ich habe weiterhin verschiedene Situationen aufgezeigt, in denen sich lesbische Frauen in Bezug auf ihr heterosexuelles Umfeld als fremd erleben. Für das allgemeine Konzept der sozialen Fremdheitserfahrungen lassen sich nun einige Schlussfolgerungen ziehen.

Soziale Fremdheit

- kann von Menschen erfahren werden, deren Nichtzugehörigkeit zu einer Gruppe nicht sichtbar und demzufolge den Mitgliedern der Gruppe nicht bekannt ist,
- ist in vielen alltäglichen Situationen erfahrbar und
- beeinflusst die Art und Weise, wie diejenigen, die sie erleben, mit denen kommunizieren, gegenüber denen sie sich als fremd empfinden.

2.2.2 Biographische Fremdheitserfahrungen

Biographische Fremdheit habe ich mit Waldow (2002a, S. 6; Hervorh. C.K.) als das „*in uns Unheimliche und Unvertraute*“ beschrieben, als die enttäuschte Erwartung, alles verstehen und erklären zu können, was in uns geschieht.

Unter biographischen *Fremdheitserfahrungen* verstehe ich das Erleben von eigenen Gedanken, Gefühlen und Handlungen oder Symptomen des eigenen Körpers als unverständlich und nicht zu sich selbst gehörend. Es sind die Erfahrungen von Menschen mit Unerklärlichem und Neuem an und in sich selbst, mit Veränderungen und Brüchen in der eigenen Biographie.

Als das Nichtzugehörige können hier also Gedanken und Gefühle, Handlungen und körperliche Symptome betrachtet werden, deren Sinn denjenigen verborgen ist, die sie denken, fühlen, ausführen oder an sich selbst beobachten. Die Abwesenheit von Sinn im eigenen Denken, Fühlen und Handeln erlebt das Individuum „als eine Bedrohung der Erfahrung, ein konsistentes Intentionalitätszentrum zu sein“ (Waldow 2002a, S. 10).

Das biographisch Fremde kann als eine Form des Unbekannten aufgefasst werden. Es ist etwas, dass jemand an sich selbst nicht kennt oder zumindest *so* an sich selbst nicht kennt. In Äußerungen wie „Das passt gar nicht zu mir“ oder

„Eigentlich bin ich ganz anders“ kommen derartige Erfahrungen biographischer Fremdheit zum Ausdruck. Solche Aussagen zeigen auch, wie hier mit biographisch Fremdem umgegangen wird: es wird ausgeschlossen, als Teil des Selbst nicht zugelassen. Psychoanalytisch, so Waldow (2002a, S. 10), kann der Ausschluss von Erlebnissen, die die subjektive Identität gefährden, als Abwehrmechanismus verstanden werden.

Versteht man das Unbekannte, das sich im biographisch Fremden zeigt, aber als Noch-Nicht-Bekanntes, ist auch ein anderer Umgang mit diesen Erfahrungen denkbar. Biographische Fremdheitserfahrungen können zum Anlass werden, sich mit dem Unbekannten in sich selbst auseinanderzusetzen. Dadurch wiederum könnten Veränderungen des Selbstbildes und der persönlichen Identität ausgelöst werden. Unter diesem Gesichtspunkt werde ich in Kapitel 4.1.1 biographische Fremdheitserfahrungen mit Erfahrungen lesbischer Frauen während des inneren Coming-outs⁶ in Zusammenhang bringen.

2.3 Lebenspraxis und Lebensführung

Nachdem ich die Begriffe der sozialen und biographischen Fremdheitserfahrung und der Identität lesbischer Frauen erörtert habe, bleibt noch zu klären, was ich in dieser Arbeit unter *Lebenspraxis* verstehe.

Den Begriff der Lebenspraxis übernehme ich im Wesentlichen von Waldow, der ihn synonym mit *Lebensführung* (vgl. Waldow 2002a, S. 5 f.) verwendet. Lebensführung wiederum definiert Waldow (2000, S. 3) mit Klaus Holzkamp als „die konkreteste Form, in der Subjekte ihr Leben strukturieren“ (Holzkamp 1996, S. 108).

⁶ Der Begriff *Coming-out* wird im deutschen Sprachgebrauch überwiegend für „öffentliches Sichbekennen zu seiner Homosexualität“ (Dudenredaktion 1996, S. 194) verwendet. Im Englischen – zumindest in entsprechenden Fachpublikationen – wird *coming out* oft im Sinn von *coming out to self* verwendet, also für das Sich-Bewusst-Werden des eigenen Lesbisch- oder Schwulseins. Das Öffentlichmachen der lesbischen oder schwulen Identität wird häufig als *disclosure to others* bezeichnet. Jörg Maas (1999, S. 49) weist darauf hin, dass einige der von ihm befragten schwulen Männer dementsprechend inneres und äußeres Coming-out unterschieden. Ich werde diese Differenzierung übernehmen. Ein äußeres Coming-out werde ich außerdem gelegentlich dadurch kennzeichnen, dass ich das Gegenüber spezifiziere, also zum Beispiel vom ‚Coming-out gegenüber der Mutter‘ spreche.

Holzcamp hatte in einem seiner letzten Projekte begonnen, Lebensführung als Gegenstand der Psychologie zu bestimmen (vgl. Holzcamp 1996, S. 45). Er beschreibt alltägliche Lebensführung als „ein *kommunikatives* und *kooperatives* Unternehmen“ (1996, S. 89; Hervorh. im Original), bei dem es „stets um die Koordination verschiedener Tagesaktivitäten mit denen anderer Individuen“ (1996, S. 89) gehe. Die Lebensführung eines Menschen schließe damit auch „*intersubjektive Wechselbeziehungen zu Lebensführungen anderer Individuen*“ (1996, S. 44; Hervorh. im Original) ein. Holzcamp betont weiterhin den Zusammenhang zwischen der individuellen alltäglichen Lebensführung und „der gesellschaftlichen Struktur“ (1996, S. 36).

Mit Lebenspraxis (oder Lebensführung) sind also die tatsächlichen alltäglichen Ereignisse im Leben eines Individuums gemeint. Besonders im Blick sind dabei die sozialen Beziehungen, in und mit denen das Individuum sein Leben gestaltet, sowie das jeweilige gesellschaftliche Umfeld.

In eine Betrachtung der Lebenspraxis lesbischer Frauen müssen demzufolge auch ihre konkreten sozialen Beziehungen und das allgemeine gesellschaftliche Umfeld einbezogen werden. Mit Goffman (1990) und Troiden (1988) habe ich gezeigt, dass lesbische Frauen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung in verschiedenen sozialen Situationen diskreditierbar sind. Den Umgang lesbischer Frauen mit ihrer Diskreditierbarkeit halte ich für einen wesentlichen Aspekt ihrer Lebenspraxis. Die zentrale Frage dabei ist, wie lesbische Frauen in unterschiedlichen sozialen Situationen/Beziehungen ihr individuelles Lesbischsein oder ihre Partnerschaften leben. Setzen sie sich dem Risiko der Diskreditierung aus, indem sie ihr Lesbischsein offenbaren, oder versuchen sie, eine Thematisierung ihrer sexuellen Orientierung zu vermeiden? Gegenüber welchen Bezugspersonen, z.B. Eltern, Geschwistern, FreundInnen, KollegInnen oder NachbarInnen, leben sie offen lesbisch, wem gegenüber nicht? Dieser Teil der Lebenspraxis lesbischer Frauen – der Grad der Offenheit, mit dem sie ihr Lesbischsein oder ihre Partnerschaften leben – wird in meiner Arbeit im Vordergrund stehen.

2.4 Konkretisierte Fragestellung

Die Fragestellung dieser Arbeit lässt sich nun mit Hilfe der bisher hergeleiteten Begriffe konkretisieren. Das Thema dieser Arbeit sind a) Erfahrungen der Nichtzugehörigkeit, aufgrund derer sich Frauen, die sich selbst als lesbisch verstehen, fremd in Bezug auf ihr heterosexuelles Umfeld fühlen und b) ihre Erfahrungen mit Unerklärlichem und Neuem an und in sich selbst, sowie c) die Auswirkungen dieser Erfahrungen auf die Offenheit, mit der sie ihr Lesbischsein in ihren alltäglichen sozialen Beziehungen leben.

Im Einzelnen stellen sich folgende Fragen:

- Welche sozialen Fremdheitserfahrungen machen lesbische Frauen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung?
- Welche biographischen Fremdheitserfahrungen machen lesbische Frauen?
- Welche Auswirkungen haben soziale und biographische Fremdheitserfahrungen darauf, wie lesbische Frauen in verschiedenen sozialen Beziehungen mit ihrem Lesbischsein umgehen?

Um erste Antworten auf diese Fragen zu finden, stelle ich im folgenden Kapitel ausführlich ein Modell zur Entwicklung lesbischer Identität dar, auf dessen Grundlage ich dann in Kapitel 4 auf Zusammenhänge zwischen sozialen und biographischen Fremdheitserfahrungen, Identitätsentwicklung und Lebenspraxis lesbischer Frauen eingehe.

3 Ein Modell der Entwicklung homosexueller Identität

Eine der am meisten zitierten Arbeiten zur homosexuellen Identitätsentwicklung ist das Phasenmodell von Vivienne C. Cass (1979).⁷ Weitere wichtige derartige Modelle wurden von Kenneth Plummer (1975), Richard Troiden (1977, 1979, 1988) und Barbara Ponse (1978) entwickelt. Cass' Modell zeichnet sich gegenüber diesen anderen Modellen dadurch aus, dass es sowohl lesbische Frauen explizit einbezieht, als auch in einer späteren Untersuchung empirisch überprüft wurde (vgl. Cass 1984, Troiden 1988). Da außerdem Fremdheit gegenüber sich selbst (*personal alienation*) und soziale Fremdheit (*social alienation*) von wesentlicher Bedeutung in diesem Modell sind, liefert es wichtige Anhaltspunkte für die Beantwortung meiner Fragestellung.

3.1 Theoretische Grundlagen

Aufbauend auf der interpersonalen Kongruenztheorie von Secord und Backman (1961) geht Cass (1979, S. 221) davon aus, dass die Entwicklung einer homosexuellen Identität aus der Interaktion zwischen Individuum und Umwelt hervorgeht. Dabei verhalte sich ein Individuum in Übereinstimmung mit seiner Wahrnehmung der Umwelt. Die soziale Struktur (diesen Begriff spezifiziert Cass nicht weiter) forme die interpersonale Umgebung einer Person, indem sie die Art und Weise des Verhaltens anderer gegenüber dieser Person reguliere. Aus dieser Umgebung heraus entwickle das Individuum seine Auffassung davon, wie es von anderen (ein-)geschätzt wird.

Kern des Modells von Cass ist die *intrapersonale Matrix*, die aus drei Komponenten besteht:

⁷ Entgegen der gebräuchlichen Bezeichnung dieses und ähnlicher Modelle als „Stufenmodelle“ (z.B. Steffens 1997) ziehe ich hier die dem englischen Begriff *stage* angemessenere Übersetzung als *Stadium* oder *Phase* (vgl. Haas 1980, S. 376) vor. Damit betone ich außerdem die von Cass implizierte Kontinuität des Identitätsbildungsprozesses.

- Einschätzung/Wahrnehmung einer Eigenschaft, die man dem eigenen Selbst zuschreibt (S),
- Einschätzung/Wahrnehmung des eigenen Verhaltens, welches direkt aus dieser Eigenschaft resultiert (B),
- die Einschätzung der Meinung anderer von dieser Eigenschaft (O).

Zu jeder dieser Komponenten gehört ein affektives und ein kognitives Element. Das affektive Element – die gefühlsmäßige Bewertung einer Komponente – ist entweder positiv oder negativ. Jemand kann beispielsweise eine Eigenschaft, die er sich selbst zuschreibt („Ich bin schüchtern“), mögen oder nicht mögen („Ich mag es/mag es nicht, dass ich schüchtern bin“). Mit dem kognitiven Element ist die Wichtigkeit oder Bedeutung gemeint, die das Individuum der jeweiligen Einschätzung/Wahrnehmung zuordnet („Es ist für mich nicht wichtig, dass ich schüchtern bin“).

Ziel des Individuums ist es, sowohl kognitive als auch affektive Kongruenz zwischen den drei Komponenten S, B und O herzustellen. Den Zustand der Kongruenz definiert Cass folgendermaßen: „B and O are in accord with S“ (1979, S. 221). Abbildung 4 zeigt eine kongruente intrapersonale Matrix.

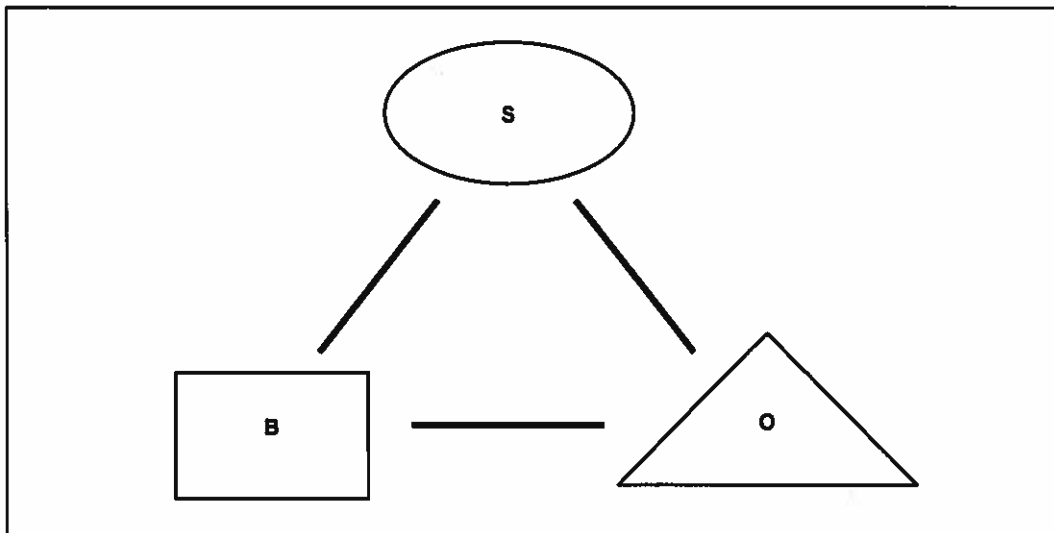


Abbildung 4: Intrapersonale Matrix, alle drei Komponenten sind kongruent.

Für die Beseitigung von Inkongruenz nennt Cass (1979, S. 221) zwei Möglichkeiten:

- die Bildung einer neuen Matrix, die eine veränderte S-Komponente beinhaltet oder
- die Wiederherstellung der ursprünglichen Matrix, so dass keine Veränderung der Wahrnehmung des Selbst notwendig ist.⁸

3.2 Phasen homosexueller Identitätsbildung

Cass (1979, S. 221 f.) sieht die Entwicklung einer stabilen homosexuellen Identität als „(...) a process, in which the individual comes to change the intrapersonal matrix (...) from one congruent in defining P (die Person/das Individuum; C.K.) as nonhomosexual to one that defines P as homosexual“. Im Modell von Cass stehen also Veränderungsprozesse im Mittelpunkt; auf Fragen der Beibehaltung und Sicherung einer homosexuellen Identität geht sie nicht ein.

Die Zeit, die für die Entwicklung einer homosexuellen Identität benötigt wird, variiert laut Cass (1979, S. 220) von Individuum zu Individuum.

Innerhalb des Entwicklungsprozesses werden sechs Phasen unterschieden:

- Identitätsverwirrung (*identity confusion*),
- Identitätsvergleich (*identity comparison*),
- Identitätstoleranz (*identity tolerance*),
- Identitätsakzeptanz (*identity acceptance*),
- Identitätsstolz (*identity pride*) und
- Identitätssynthese (*identity synthesis*).

In jeder Phase kann das Individuum die homosexuelle Identitätsbildung abbrechen, es müssen nicht zwangsläufig alle Stadien durchlaufen werden.

3.2.1 Ausgangspunkt

Den Ausgangspunkt der Entwicklung zu einer homosexuellen Identität bildet eine intrapersonale Matrix, in der alle Komponenten das Individuum als heterosexuell

⁸ Später beschreibt Cass allerdings auch Formen der Inkongruenzbeseitigung, die sich nicht auf eine dieser beiden Möglichkeiten zurückführen lassen.

definieren: „Cognitive congruency exists between S, B, and O since they all define P as heterosexual“ (Cass 1979, S. 222). Die Ausgangsmatrix ist in Abbildung 5 dargestellt.

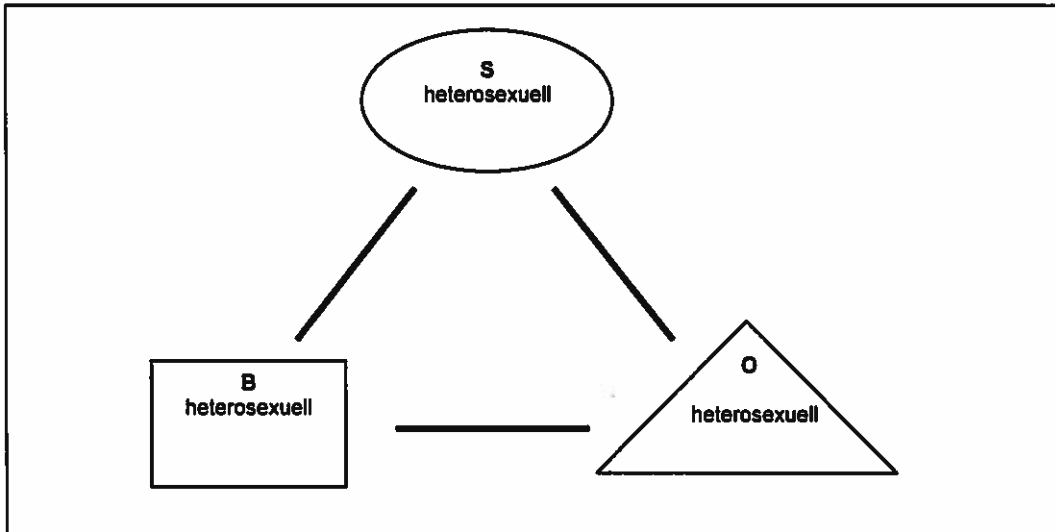


Abbildung 5: Intrapersonale Matrix vor Beginn der homosexuellen Identitätsbildung.

3.2.2 Identitätsverwirrung

Die Bildung einer homosexuellen Identität beginnt, wenn dem Individuum bewusst wird, dass sein Verhalten (Wünsche, Träume, Phantasien eingeschlossen) dem entspricht, was im Allgemeinen als homosexuell bezeichnet wird. Dieses Erkenntnis ist inkongruent mit der bisherigen intrapersonalen Matrix, da das Individuum die B-Komponente (Wahrnehmung des eigenen Verhaltens) jetzt nicht mehr eindeutig als heterosexuell einstufen kann.

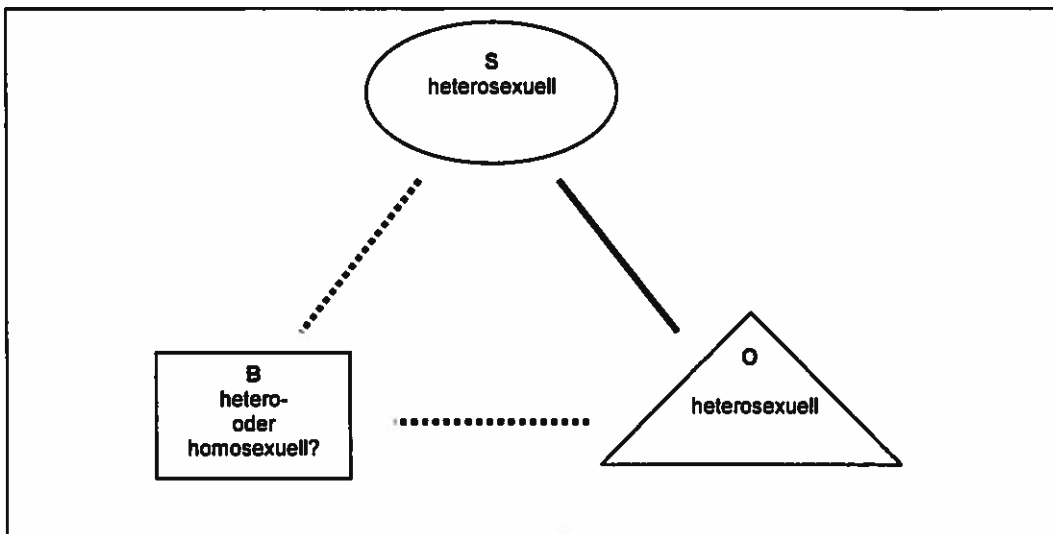


Abbildung 6: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätsverwirrung: Inkongruenz von B mit S und O.

Die Inkongruenz (s. Abbildung 6) führt beim Individuum zu Verwirrung und dazu, dass es seine bisherige heterosexuelle Identität in Frage stellt. Im Vordergrund stehen zu diesem Zeitpunkt Gefühle der Fremdheit gegenüber sich selbst („feelings of personal alienation“; Cass 1979, S. 223). Nach Cass sprechen die wenigsten Menschen mit anderen über ihre Verwirrung, „(...) primarily because the task at hand is so nebulous and because it is such an intensely personal matter“ (1979, S. 225).

In dieser ersten Phase stehen dem Individuum laut Cass drei Entwicklungsmöglichkeiten zur Verfügung. Welche Möglichkeit gewählt wird, hängt davon ab, ob die Definition des eigenen Verhaltens als homosexuell als richtig oder falsch bewertet wird und ob eigenes homosexuelles Verhalten als wünschenswert oder nicht wünschenswert angesehen wird (vgl. Cass 1984, S. 147):

- a) Eine homosexuelle Bedeutung des eigenen Verhaltens wird als falsch und nicht wünschenswert eingeschätzt. Die ursprüngliche intrapersonale Matrix wird durch die Definition des Verhaltens als nicht-homosexuell wiederhergestellt. Der Entwicklungsprozess wird abgebrochen.

- b) Die homosexuelle Bedeutung des eigenen Verhaltens wird als richtig erkannt, aber als nicht wünschenswert eingeschätzt. Das Individuum versucht, die ursprüngliche intrapersonale Matrix wiederherzustellen, indem es homosexuelle Verhaltensweisen unterdrückt, die Aufnahme von Informationen über Homosexualität einschränkt und die Bedeutung dieser Informationen für das eigene Leben abwehrt. Ist diese Vorgehensweise erfolgreich, wird der Entwicklungsprozess an dieser Stelle abgebrochen.
- c) Die homosexuelle Bedeutung des eigenen Verhaltens wird als richtig erkannt und es ist dem Individuum angenehm, sein Verhalten als homosexuell zu betrachten. Das Verhalten (B) muss nicht verändert werden, aber um die bestehende Inkongruenz zu verringern, beginnt sich das Selbstbild (S) in Richtung „homosexuell“ zu ändern. Dies führt zum Übergang in die zweite Phase.

3.2.3 Identitätsvergleich

Beim Eintritt in die zweite Phase geht das Individuum davon aus, dass es möglicherweise homosexuell ist. Verhalten (B) und Selbstbild (S) stimmen immer stärker überein, wodurch sich die Inkongruenz zur vermuteten Fremdwahrnehmung (O) vergrößert. Die intrapersonale Matrix dieses Stadiums ist in Abbildung 7 dargestellt.

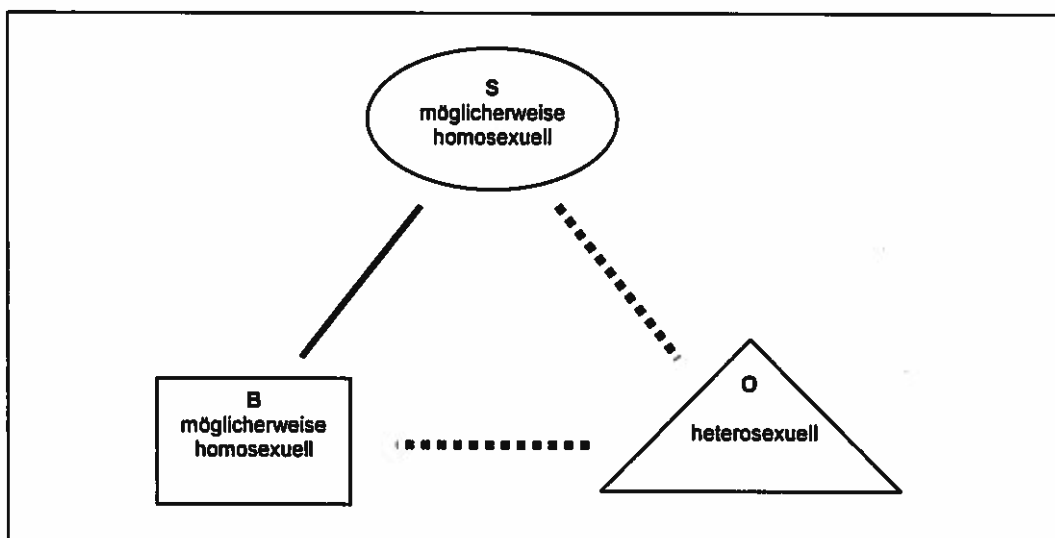


Abbildung 7: Intrapersonale Matrix in der Phase des Identitätsvergleiches: Kongruenz von B und S, Inkongruenz von B und S mit O.

In dieser Phase steht nicht die Fremdheit gegenüber sich selbst, sondern die soziale Fremdheit im Mittelpunkt: „(...) the task of Stage 2 is to handle the social alienation that now arises“ (Cass 1979, S. 225). Das Gefühl, nicht dazuzugehören, ist für das Stadium des Identitätsvergleichs charakteristisch, wobei die Intensität dieser Fremdheitserfahrung von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird:

(...) P comes to feel alienated from all others and has a sense of 'not belonging' to society at large as well as to specific subgroups such as family and peers. 'I'm different,' said by P, is a summative expression of these feelings of alienation. Factors such as geographical and social isolation may heighten the experience of alienation. The individual who feels 'I'm the only one in the world like this' will know intense anguish at this stage. On the other hand, reference group membership may work to increase alienation (e.g., religious groups) or decrease it (e.g., feminist groups) (Cass 1979, S. 225).

Das Individuum befindet sich zu diesem Zeitpunkt in einer krisenhaften⁹ Situation, die Cass folgendermaßen beschreibt (1979, S. 225 f.):

(...) all the guidelines for behavior, ideals, and expectations for the future that accompany a heterosexual identity are no longer relevant to P's life and, most importantly, have not been replaced by others. The continuity between past, present, and future that was based on the heterosexual model has now gone, and P must attempt to find new meanings for life.

Um mit seinen Gefühlen der Fremdheit umzugehen, kann das Individuum eine von vier Strategien einsetzen. Die Wahl einer Strategie erfolgt in Abhängigkeit davon, ob die Einschätzung des Selbst und/oder des eigenen Verhaltens als homosexuell vom Individuum als wünschenswert oder nicht wünschenswert angesehen wird (vgl. Cass 1984, S. 151):

- a) Sowohl ein homosexuelles Selbst als auch eigenes homosexuelles Verhalten werden als nicht wünschenswert angesehen. Das Individuum versucht, beides zu verändern, indem es alle homosexuellen Aktivitäten unterdrückt, Homosexualität abwertet und Heterosexualität positiv bewertet. Ist das Individuum damit erfolgreich, gelangt es zu einem asexuellen oder heterosexuellen Selbstbild und beendet damit die Entwicklung einer homosexuellen Identität. Ist es mit dieser Strategie nicht erfolgreich, sind ständig zunehmender Selbsthass und schließlich Suizid wahrscheinlich.

⁹ Vgl. Waldow (o.J., S. 15) zum phänomenologischen Krisenbegriff von Karl Jaspers.

- b) Das Selbst und das Verhalten werden als homosexuell akzeptiert, aufgrund von „strong feelings of social alienation“ (Cass 1979, S. 228) wird homosexuelles Verhalten aber als nicht wünschenswert angesehen. Das Individuum versucht, entweder sein Verhalten zu ändern (was zum Abbruch der homosexuellen Identitätsbildung führt) oder durch den Wechsel seines sozialen Umfeldes dessen Einfluss auf seine intrapersonale Matrix zu verringern.
- c) Das eigene Verhalten wird als homosexuell akzeptiert, ein homosexuelles Selbst aber als nicht wünschenswert angesehen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, um das Selbstbild zurück zu einem heterosexuellen zu ändern und gleichzeitig das homosexuelle Verhalten beizubehalten. Das Verhalten kann zum Beispiel als vorübergehende Phase, als Ausdruck von Bisexualität oder als ein Spezialfall definiert werden: „Wenn dieser besondere Mensch nicht wäre, wäre ich heterosexuell“ (vgl. Cass 1979, S. 227).
- d) Ein homosexuelles Selbst und homosexuelles Verhalten werden als wünschenswert angesehen. Die Reaktion auf die Feststellung, selbst ‚anders‘ zu sein, ist positiv. Das öffentliche Image bleibt aber heterosexuell und schützt so vor Konfrontationen mit abwertenden Meinungen über Homosexualität. Das Individuum kann diese Zeit nutzen, um sich mit dem homosexuellen Selbstbild anzufreunden. Weiterhin als heterosexuell zu erscheinen, stellt keine besondere Schwierigkeit dar, da dafür nur die gewohnten Verhaltensmuster aufrechterhalten werden müssen. Der Versuch, die Inkongruenz zwischen Selbstwahrnehmung und vermuteter Fremdwahrnehmung zu verringern, leitet dann zur dritten Phase über.

Laut Cass (1979, S. 226) lassen sich die Menschen, die diese Strategie wählen, in drei Gruppen einteilen: 1. diejenigen, die sich schon immer anders gefühlt haben, aber nicht wussten, worauf sich das Anderssein bezieht; 2. diejenigen, die sich anders gefühlt haben, weil sie sich nicht entsprechend der heterosexuellen Rollenerwartungen verhielten und 3. diejenigen, die es aufregend finden, anders zu sein und Anderssein als etwas Besonderes betrachten.

3.2.4 Identitätstoleranz

Zu Beginn des dritten Stadiums definiert sich das Individuum als „wahrscheinlich homosexuell“ (vgl. Cass 1979, S. 229) und geht damit ein größeres Commitment als bisher ein. Die innere Verwirrung der ersten Phasen ist überwunden, wodurch das Individuum sich jetzt stärker seinen sozialen, emotionalen und sexuellen Bedürfnissen zuwenden kann. Andererseits wird die Inkongruenz zwischen Selbstwahrnehmung und vermuteter Fremdwahrnehmung verstärkt (s. Abbildung 8), wodurch außerdem das Gefühl der Fremdheit zunimmt.

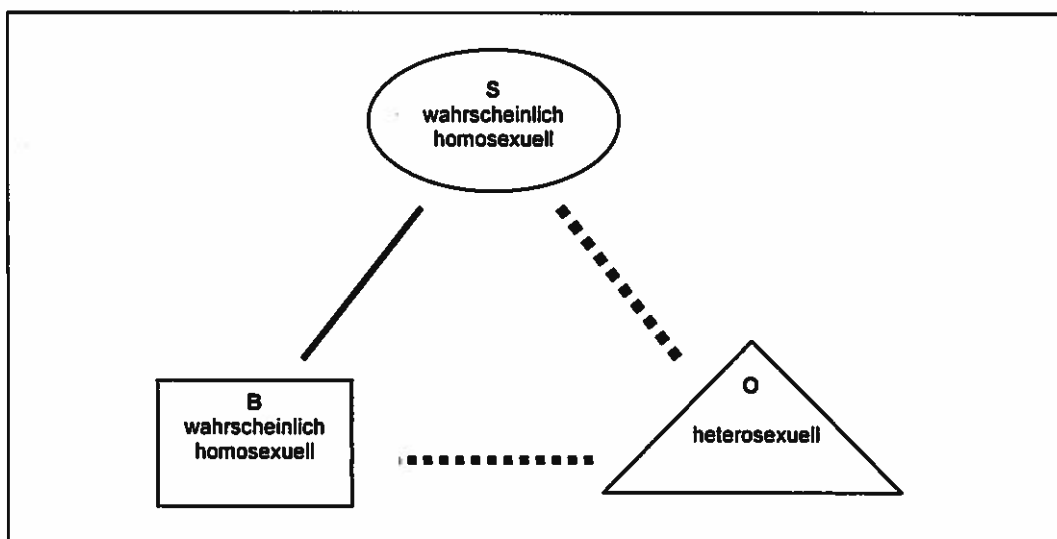


Abbildung 8: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätstoleranz: Weiter verstärkte Inkongruenz zwischen Selbstwahrnehmung (S) und vermuteter Fremdwahrnehmung (O).

Um die Gefühle von Fremdheit und Isolation zu verringern, sucht das Individuum jetzt Kontakt zu (anderen) Homosexuellen und zur homosexuellen Subkultur (vgl. Cass 1979, S. 229). Dabei geht es davon aus, dass seine Homosexualität von anderen Homosexuellen akzeptiert wird. Aufgrund dieser wahrgenommenen Akzeptanz fühlt das Individuum sich insgesamt weniger fremd, in Bezug auf heterosexuelle Menschen jedoch noch weniger zugehörig als zuvor.

Für die weitere Identitätsentwicklung ist es entscheidend, wie die ersten Kontakte mit anderen homosexuellen Menschen bzw. der Subkultur verlaufen:

- a) Verlaufen die Begegnungen in den Augen des Individuums negativ, kann das zur Abwertung der Subkultur und von homosexuellem Selbst und Verhalten beitragen. Dies wiederum kann über die erfolgreiche Unterdrückung homosexuellen Verhaltens zum Abbruch der Identitätsbildung führen.

- b) Sind die ersten Kontakte zu anderen Homosexuellen bzw. zur Subkultur positiv, führen sie über ein allgemein positiveres Bild von Homosexuellen zu einem höheren Selbstwertgefühl und zu dem Wunsch nach weiteren Kontakten.

Kontakte zu anderen homosexuellen Menschen zu haben, bringt nach Cass (1979, S. 231) eine Reihe von Vorteilen mit sich:

Mixing with the gay subculture offers P the chance to observe that it offers several positive features such as opportunity to meet a partner, provision of role models who present homosexuality as acceptable, the chance to learn techniques for better management of a homosexual identity, practice in feeling more at ease by socialization to subculture behavior, and a ready-made support group. Therefore, even where contact with other homosexuals is minimal, it still allows P to observe the potentially rewarding aspects of mixing with homosexuals.

Am Ende der Phase der Identitätstoleranz steht die Aussage „Ich bin homosexuell“ (vgl. Cass 1979, S. 231).

3.2.5 Identitätsakzeptanz

Im vierten Stadium der Herausbildung einer homosexuellen Identität hat das Individuum verstärkten Kontakt zu anderen Homosexuellen, Freundschaften entwickeln sich. Eine homosexuelle Identität erscheint dem Individuum immer normaler. Die Fragen „Wer bin ich?“ und „Wo gehöre ich hin?“ hat das Individuum für sich beantwortet (vgl. Cass 1979, S. 232). Der Unterschied zwischen der Selbstwahrnehmung als homosexuell und der angenommenen Wahrnehmung durch andere als heterosexuell besteht jedoch weiterhin.

Laut Cass (1979, S. 232) existieren innerhalb der homosexuellen Subkultur zwei verschiedene Auffassungen darüber, in welchen Bereichen das „Ausleben“ von Homosexualität legitim ist. Vertreter der „philosophy of full legitimization“ sind der Meinung, dass Homosexualität als private *und* als öffentliche Identität ihre Berechtigung habe. Dagegen sehen Anhänger der „philosophy of partial legitimization“ Homosexualität als eine private Identität, die nicht in der Öffentlichkeit (außerhalb der Subkultur) „präsentiert“ werden sollte (vgl. Cass 1979, S. 232). Die weitere Entwicklung der homosexuellen Identität hängt davon ab, welcher dieser Auffassungen sich das Individuum anschließt:

a) Mit einer Entscheidung für die „philosophy of partial legitimization“ akzeptiert das Individuum, dass zwischen seiner privaten und seiner öffentlichen Identität ein Unterschied besteht. Für den Umgang mit dieser Inkongruenz zwischen Selbstwahrnehmung (S) und vermuteter Fremdwahrnehmung (O) stehen ihm drei Strategien zur Verfügung:

- Das Aufrechterhalten ‚heterosexueller‘ Verhaltensweisen, um als heterosexuell „durchzugehen“ (*passing*). Diese Strategie erlaubt, im Privaten ein homosexuelles Leben zu führen und trotzdem die Konfrontation mit negativen Reaktionen von Heterosexuellen zu vermeiden.
- Die Einschränkung der Kontakte zu denjenigen Heterosexuellen, welche die Inkongruenz vergrößern könnten.
- Die homosexuelle Identität ausgewählten anderen offenbaren.

Werden diese Strategien erfolgreich angewandt, reduziert sich die Inkongruenz. Sie wird dadurch für das Individuum handhabbar, die Matrix (s. Abbildung 9) muss nicht weiter verändert werden. Das Individuum kann sich sowohl in die homosexuelle Subkultur als auch in den heterosexuellen „Mainstream“ einfügen. Eine Weiterentwicklung der homosexuellen Identität findet nicht statt, da diese Art zu leben nach Cass für viele Homosexuelle zufrieden stellend ist (1979, S. 232).

Wenn keine der drei Strategien Erfolg hat, führt das zur Ablehnung der „philosophy of partial legitimization“ und damit in die nächste Phase der homosexuellen Identitätsbildung.

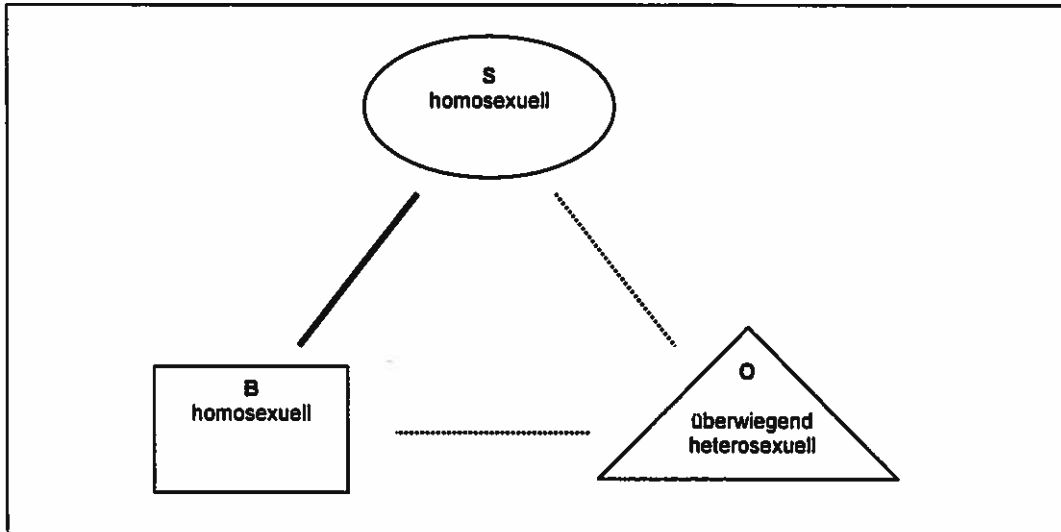


Abbildung 9: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätsakzeptanz bei Übernahme der „philosophy of partial legitimization“: handhabbare Inkongruenz von S und B mit O.

b) Schließt sich das Individuum der „philosophy of full legitimization“ an, tritt die damit verbundene Forderung, auch in der Öffentlichkeit als homosexuell „aufzutreten“, in den Vordergrund. Die Inkongruenz zwischen Selbstwahrnehmung (S) und vermuteter Fremdwahrnehmung (O) bzw. privater und öffentlicher Identität wird verstärkt empfunden (s. Abbildung 10). Der Versuch, diese Inkongruenz aufzulösen, leitet direkt in das nächste Entwicklungsstadium über.

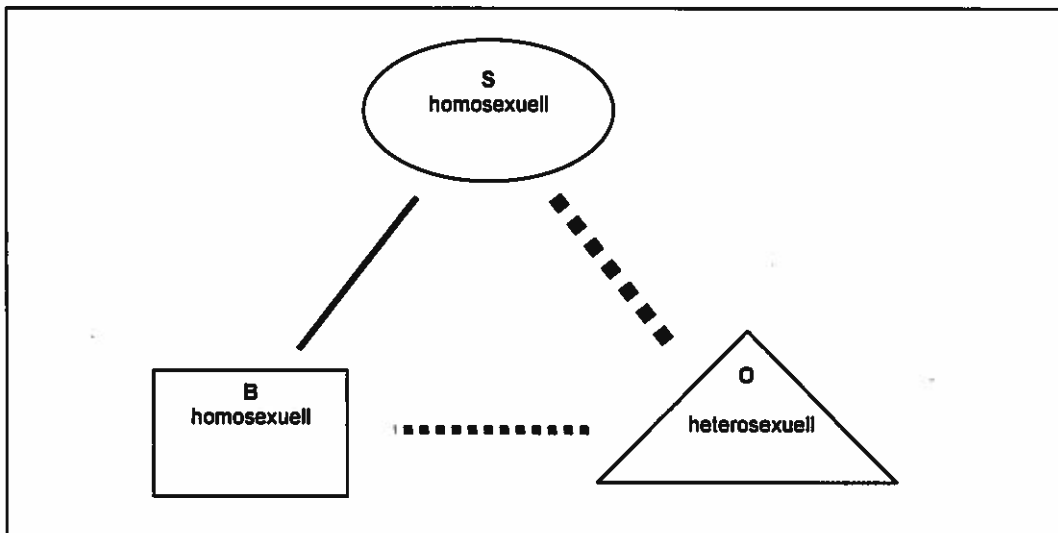


Abbildung 10: Intrapersonale Matrix in der Phase der Identitätsakzeptanz bei Übernahme der „philosophy of full legitimization“: verstärkte Inkongruenz zwischen S und O.

3.2.6 Identitätsstolz

Beim Eintreten in die Phase des Identitätsstolzes wird dem Individuum verstärkt der Unterschied bewusst, der zwischen seiner Akzeptanz der eigenen Homosexualität und der gesellschaftlichen Ablehnung von Homosexualität besteht. Um diese Inkongruenz zu handhaben, wertet das Individuum Heterosexuelle und klassische heterosexuelle Werte ab und die Bedeutung anderer Homosexueller auf. Es fühlt sich der Gruppe der Homosexuellen zugehörig und sieht in anderen Homosexuellen „(...) the only real source of companionship and emotional fulfillment“ (Cass 1979, S. 233). Zu diesem Zeitpunkt zieht das Individuum seine homosexuelle Identität einer heterosexuellen vor; es ist stolz darauf, homosexuell zu sein. Vorurteilen gegenüber Homosexuellen tritt es jetzt entschlossen entgegen.

An die Stelle der Strategie „als heterosexuell durchgehen“ tritt die Offenbarung der homosexuellen Identität. Dadurch erreicht das Individuum eine größere Übereinstimmung zwischen privater und öffentlicher Identität, die gleichzeitig auch die Selbstwahrnehmung als homosexuell stützt. Die Inkongruenz zwischen Selbstwahrnehmung und vermuteter Fremdwahrnehmung wird reduziert, da das Individuum in immer mehr Kontexten davon ausgehen kann, dass seine homosexuelle Identität bekannt ist (s. Abbildung 11).

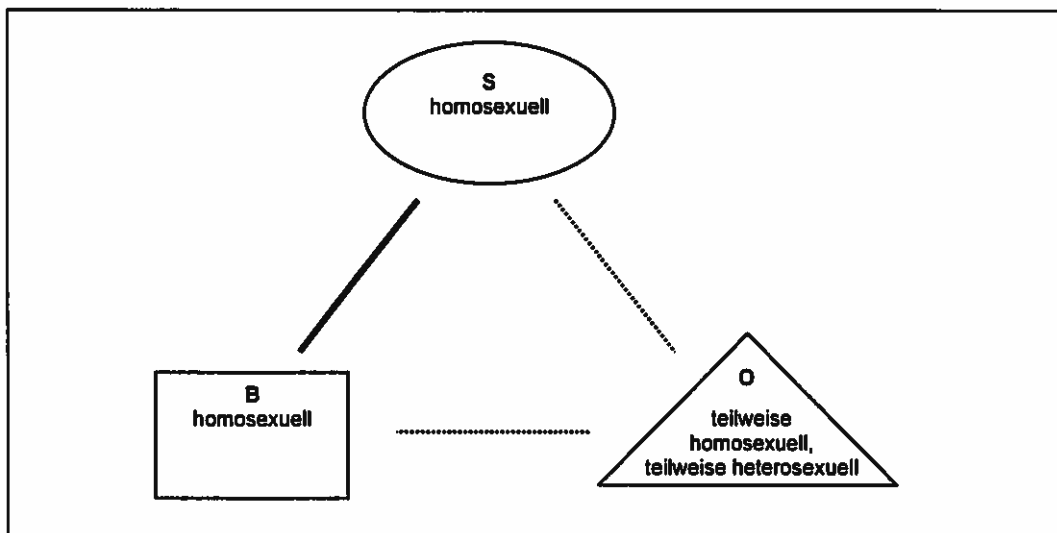


Abbildung 11: Intrapersonale Matrix in der Phase des Identitätsstolzes: geringe Inkongruenz von S und B mit O.

Entschließt sich das Individuum, in einer bestimmten Situation (bspw. am Arbeitsplatz) seine homosexuelle Identität nicht öffentlich zu machen, können Konflikte zwischen Ist- und Wunschzustand entstehen (vgl. Cass 1979, S. 234).

Für die weitere Entwicklung ist entscheidend, wie das Individuum die Reaktionen auf sein Coming-out einschätzt. Cass geht dabei davon aus, dass das Individuum negative Reaktionen¹⁰ erwartet.

- a) Sind die Reaktionen heterosexueller Menschen auf sein Coming-out negativ, wird diese Erwartung bestätigt. Das Bild von den „ablehnenden Heterosexuellen“ wird nicht in Frage gestellt und die Entwicklung der homosexuellen Identität endet in diesem Stadium.
- b) Reaktionen, die das Individuum als positiv erlebt, sind inkonsistent mit seinen Erwartungen und ermöglichen so den Übergang zur letzten Phase.

3.2.7 Identitätssynthese

Mit Beginn der Phase der Identitätssynthese erkennt das Individuum, dass die strenge Unterscheidung von „unterstützenden Homosexuellen“ und „ablehnenden Heterosexuellen“ so nicht möglich ist. Zunehmend begegnet es Heterosexuellen, die seine homosexuelle Identität akzeptieren, und schätzt diese. Unterschiede zu anderen Homosexuellen nimmt das Individuum jetzt ebenso wahr wie Gemeinsamkeiten mit Heterosexuellen. Die intrapersonale Matrix entspricht im Wesentlichen der aus der Phase des Identitätsstolzes. Allerdings verringert sich ihre relative Bedeutung in Bezug auf weitere intrapersonale Matrizen, da die homosexuelle Identität mit allen anderen Selbstaspekten integriert wird: „Instead of being seen as *the* identity, it is now given the status of being merely one aspect of self“ (Cass 1979, S. 235; Hervorh. im Original).

¹⁰ Auf die Frage, was eine „negative Reaktion“ ist, geht Cass (1979) nicht ein. Ich denke, dass sie damit eine Reaktion meint, in der die Ablehnung des Individuums als homosexueller Mensch bzw. von Homosexualität generell deutlich wird.

3.3 Kritische Würdigung des Modells

Troiden bezeichnet Cass' Arbeiten zur homosexuellen Identitätsbildung als „theoretically and empirically rigorous“ (1988, S. 40). Wie schon zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, ist ihr Modell eines der wenigen empirisch überprüften Modelle homosexueller Identitätsentwicklung. Die von Cass beschriebenen Entwicklungsphasen werden sowohl inhaltlich als auch in ihrer Reihenfolge von den Ergebnissen einer Fragebogenstudie unterstützt (vgl. Cass 1984, S. 162 ff.). Weiterhin ist positiv hervorzuheben, dass Cass zu den ersten gehörte, die lesbische Frauen in ihre Untersuchungen einbezog, während andere von den Erfahrungen schwuler Männer auf die Erfahrungen lesbischer Frauen extrapolierten (vgl. Brown 1995, S. 17). Im Gegensatz zu Darstellungen, die das Modell auf eine Hauptentwicklungslinie reduzieren (z.B. Maas 1999), ist Cass bemüht, durch die Beschreibung unterschiedlicher Entwicklungsmöglichkeiten die Komplexität des Identitätsbildungsprozesses aufzuzeigen.

Ihre Beschreibung des Prozesses mit Hilfe von Veränderungen der intrapersonalen Matrix wird allerdings zunehmend ungenau, so dass es schwierig ist, die geschilderten Vorgänge in ihre anfangs eingeführte Systematik von S, B und O zu übertragen. Cass (1979, S. 221) spricht außerdem davon, dass sie die Entwicklung „stabiler“ homosexueller Identitäten darstellt, geht aber nicht darauf ein, wie diese Identitäten gesichert und aufrechterhalten werden können. Ein weiterer Kritikpunkt, den Troiden (1988, S. 40) anführt, ist Cass' Vernachlässigung von Kindheitserfahrungen mit Anderssein, die gegebenenfalls zur späteren Identitätsverwirrung beitragen können.

Für meine Fragestellung ist besonders die Erwähnung von verschiedenen Formen der Fremdheit in Cass' Modell von Bedeutung. Im folgenden Kapitel werde ich daher zunächst biographische und soziale Fremdheitserfahrungen verschiedenen Phasen der lesbischen Identitätsentwicklung zuordnen.

4 Zusammenhang von Fremdheitserfahrungen, Identitätsentwicklung und Lebenspraxis

4.1 Fremdheitserfahrungen in der Entwicklung lesbischer Identität

Vivienne Cass (1979) erwähnt an mehreren Punkten in ihrem Phasenmodell Erfahrungen der Fremdheit gegenüber sich selbst (*personal alienation*) und der sozialen Fremdheit (*social alienation*). Gefühle der Fremdheit gegenüber sich selbst beschreibt sie dabei als die hauptsächliche Erfahrung während der Phase der Identitätsverwirrung. Soziale Fremdheit ist das bestimmende Thema der Phase des Identitätsvergleiches und spielt – im Unterschied zur Fremdheit gegenüber sich selbst – auch in späteren Phasen immer wieder eine wichtige Rolle.

Es wäre vermessen, davon auszugehen, dass Cass „alienation“ im Sinne eines xenologischen Fremdeheitsbegriffes verwendet. Die Phänomene, die sie als *personal* und *social alienation* beschreibt, sind jedoch den von mir beschriebenen biographischen und sozialen Fremdheitserfahrungen sehr ähnlich. Im Folgenden gehe ich daher noch einmal auf diese beiden Formen der Fremdheitserfahrung ein, betrachte sie dabei aber besonders im Hinblick auf ihre Bedeutung für den Identitätsentwicklungsprozess.

4.1.1 Biographische Fremdheitserfahrungen in der Entwicklung lesbischer Identität

Im Modell von Vivienne Cass (1979) stehen Erfahrungen von *personal alienation* am Beginn der Veränderung einer heterosexuellen zu einer homosexuellen sexuellen Identität. Auf die Bedeutung von Gefühlen des Fremdseins für den Beginn einer lesbischen oder schwulen Identitätsentwicklung weist auch Gilbert Herdt (1989, S. 6) hin: „Feeling different and alienated are (...) associated with the earliest aspirations to change identity, which eventually leads to coming out“. Biographische Fremdheitserfahrungen in der Identitätsentwicklung lesbischer Frauen sind demnach vor allem mit dem Prozess des inneren Coming-outs verbunden, der dem äußeren Coming-out vorangeht. Während des inneren

Coming-outs bemerkt eine Frau, dass sie sich emotional und/oder sexuell zu Frauen hingezogen fühlt. Ritch Savin-Williams (1995, S. 169 f.) beschreibt diesen Prozess als „(...) a series of small realizations, sandwiched around efforts to deny or suppress the knowledge from one's consciousness“. Wenn einer Frau ihr emotionales und/oder sexuelles Hingezogensein zu Frauen bewusst wird, erlebt sie etwas Neues an sich selbst. Wie alles Neue ist es zunächst verwirrend, da es nicht mit ihren bisherigen Erfahrungen und ihrem Selbstbild übereinstimmt. Außerdem fühlen sich viele Frauen mit diesen neuen Erfahrungen allein, da sie – auch aufgrund der Unsichtbarkeit des Lesbischseins – meist keine (anderen) lesbischen Frauen kennen, mit denen sie sich austauschen könnten (vgl. Markowe 2002, S. 67). Das Neue kann so als etwas Bedrohliches empfunden werden, es stellt die sexuelle Identität der jeweiligen Frau und damit auch die Kontinuität ihrer biographischen Entwicklung in Frage. Der bedrohliche Charakter der biographischen Fremdheitserfahrungen kann dazu beitragen, dass eine Frau die Auseinandersetzung mit diesen Erfahrungen vermeidet und ihre bisherige sexuelle Identität beibehält. Nur wenn eine Frau die verwirrenden und bedrohlichen Gedanken und Gefühle im Zusammenhang mit ihrem Hingezogensein zu Frauen zulässt, können diese biographischen Fremdheitserfahrungen zu Auslösern für eine Veränderung ihrer sexuellen Identität werden. Wenn eine Frau ihre Erfahrungen schließlich als lesbisch benennt und sich ihrer lesbischen Identität sicherer wird, verlieren diese Erfahrungen zunehmend den Charakter des Fremden und Bedrohlichen. Die anfangs unerklärlichen und befremdlichen Erfahrungen werden zum Bestandteil der lesbischen Identität.

Biographische Fremdheitserfahrungen können demnach als Voraussetzung für eine Veränderung der sexuellen Identität aufgefasst werden. Der Prozess der lesbischen Identitätsbildung beginnt, wenn eine Frau sich mit ihren biographischen Fremdheitserfahrungen auseinandersetzt.

4.1.2 Soziale Fremdheitserfahrungen in der Entwicklung lesbischer Identität

Soziale Fremdheitserfahrungen setzen in der lesbischen Identitätsentwicklung nach den biographischen Fremdheitserfahrungen ein. Da soziale Fremdheits-

erfahrungen auf Zugehörigkeiten und Nichtzugehörigkeiten zu sozialen Gruppen beruhen, betrachte ich hier das Gefühl der Zugehörigkeit zur Gruppe der lesbischen Frauen als Voraussetzung für das Erleben sozialer Fremdheit.¹¹ Soziale Fremdheitserfahrungen können im gesamten Leben einer lesbischen Frau eine Rolle spielen, während biographische Fremdheitserfahrungen an Bedeutung verlieren, sobald das innere Coming-out beendet ist. Die Kontinuität sozialer Fremdheitserfahrungen ist unter anderem darin begründet, dass die Nichtzugehörigkeit einer Frau zur Gruppe der heterosexuellen Menschen so lange bestehen bleibt, wie sie sich als lesbisch versteht. Die Erfahrung der Nichtzugehörigkeit kann für eine lesbische Frau reduziert werden, wenn sie und ihre jeweiligen InteraktionspartnerInnen die Nichtzugehörigkeit mit einer umfassenderen Zugehörigkeit bzw. einem umfassenderen Zusammengehörigkeitsgefühl rahmen (vgl. Waldow 2002a, S. 12). Dies kann wiederum nur dann geschehen, wenn die InteraktionspartnerInnen vom Lesbischsein der jeweiligen Frau wissen. Voraussetzung für eine Verringerung des Gefühls sozialer Fremdheit ist also ein äußeres Coming-out der lesbischen Frau. Der Zusammenhang zwischen äußerem Coming-out und sozialen Fremdheitserfahrungen ist allerdings komplexer als es diese Feststellung nahe legt.

Ein äußeres Coming-out kann soziale Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen reduzieren, wenn sie eine positive Reaktion ihrer InteraktionspartnerInnen erfahren, d.h. wenn sie als lesbische Frauen angenommen werden und sich ihrer unveränderten Zugehörigkeit (zur Familie, zum Freundeskreis etc.) sicher sein können. Den Status der Anderen, den sie aufgrund ihrer lesbischen sexuellen Orientierung haben, werden sie auch hier behalten. Die sexuelle Orientierung ist in diesem Fall aber nicht der Aspekt, der über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit entscheidet. In Kontexten und Situationen, in denen sich lesbische Frauen als Zugehörige erfahren und ihre InteraktionspartnerInnen von ihrem Lesbischsein wissen, ist das Erleben sozialer Fremdheit verringert.

¹¹ Allerdings können auch allein durch das In-Frage-Stellens der sexuellen Identität erste Gefühle von Nichtzugehörigkeit auftreten, und zwar dann, wenn eine Frau sich als verschieden von denjenigen erlebt, die sich ihrer sexuellen Identität sicher sind oder diese zumindest nicht hinterfragen.

Markowe (2002, S. 70) und Schneider (1989, S. 129) weisen darauf hin, dass die sexuelle Identität einer lesbischen Frau von anderen allerdings auch als dominierend aufgefasst werden kann und dann alle anderen Identitätsaspekte überschattet. Wird die sexuelle Identität von den InteraktionspartnerInnen als entscheidendes Kriterium für die Frage der Zugehörigkeit angesehen, kann bei negativer Bewertung das Coming-out zu einem faktischen Ausschluss der lesbischen Frau führen.

Es ist davon auszugehen, dass sich lesbische Frauen sowohl der Risiken als auch der Chancen bewusst sind, die mit einem äußeren Coming-out verbunden sein können. Die meisten werden in jeder Situation, in der sie davon ausgehen, dass ihre InteraktionspartnerInnen nicht von ihrem Lesbischsein wissen, Chancen und Risiken eines Coming-outs neu gegeneinander abwägen. Linda D. Garnets und Douglas C. Kimmel (1993a) bezeichnen dies als ein „ongoing dilemma of whether to tell or not to tell“ (S. 186) und führen weiter aus (S. 187):

Even when gay men and lesbians accept their sexual identity and are open in major areas of life, there also remain good reasons for them to conceal under some circumstances (...). Realistic costs and benefits exist when coming out so that many gay men and lesbians are out in certain areas of their lives, but not in others. Typical examples might be in situations where there is threat of antilesbian or antigay violence or in situations where being assumed to be heterosexual would have short-term beneficial consequences in family or social interactions.

Die Beschäftigung lesbischer Frauen mit der Frage, wem sie unter welchen Umständen von ihrem Lesbischsein erzählen, kann als eine Folge ihrer sozialen Fremdheit in Bezug auf heterosexuelle Menschen beschrieben werden. Die Art und Weise, wie sie ihr äußeres Coming-out gegenüber verschiedenen wichtigen Bezugspersonen konkret gestalten, ist Teil ihrer Lebenspraxis und damit Gegenstand des folgenden Abschnitts.

4.2 Konsequenzen sozialer Fremdheitserfahrungen für die Lebenspraxis

Die Konsequenzen sozialer Fremdheitserfahrungen für die Lebenspraxis lesbischer Frauen zeigen sich meines Erachtens vor allem darin, wie lesbische

Frauen ihr äußeres Coming-out gestalten. Da das äußere Coming-out ein nie abgeschlossener Prozess im Leben einer lesbischen Frau ist, hat es beständigen Einfluss auf ihre Lebenspraxis (vgl. Reinberg & Roßbach 1995, S. 8). Eine lesbische Frau muss immer wieder entscheiden, ob sie sich in einer konkreten Situation und gegenüber einem bestimmten Menschen outet:

(...) gays have to continually recreate themselves through self-naming to ensure that they are heard and understood as individuals who define themselves as and therefore are gay. At the same time, they are faced with the burden of *having to decide with every interaction whether or not to self-disclose*. It is by virtue of being compelled to make this decision with every interaction that coming out is processual. Not everyone can know, and therefore not everyone does, and the default assumption of heterosexuality remains in place (Liang 1997, S. 292 f.; Hervorh. C.K.).

A.C. Liangs Ausführungen zum Coming-out lesbischer Frauen und schwuler Männer ähneln den Formulierungen Goffmans (1990, S. 56) über das „entscheidende Problem“ des Stigmamanagements diskreditierbarer Menschen: „Eröffnen oder nicht eröffnen; sagen oder nicht sagen; rauslassen oder nicht rauslassen; lügen oder nicht lügen; und in jedem Fall, wem, wie, wann und wo“. Die hauptsächliche Form des Stigmamanagements diskreditierbarer Menschen nennt Goffman (1990, S. 56) „Informationskontrolle“. Die Vermittlung einer diskreditierenden Information – bei lesbischen Frauen die Information über ihr Lesbischsein – wird von der diskreditierbaren Person kontrolliert. Goffman beschreibt verschiedene Techniken der Informationskontrolle, die ich im Folgenden im Hinblick auf ihre Relevanz für das Stigmamanagement lesbischer Frauen diskutiere.

- a) Als erste Technik erwähnt Goffman (1990, S. 117) die Möglichkeit, „(...) Zeichen, die Stigma-Symbole geworden sind, zu verstecken oder zu verwischen“. Die deutlichsten Zeichen, an denen lesbische Frauen von anderen als solche erkannt werden können, sind wahrscheinlich Verhaltensweisen in der Öffentlichkeit, die ihr Lesbischsein zum Ausdruck bringen: Hand in Hand eine Straße entlang laufen, sich zum Abschied oder zur Begrüßung küssen. Lynn C. Miller (1994, S. 213) und Gregory M. Herek (1993, S. 93 f.) weisen darauf hin, dass ablehnende Haltungen gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern sich zu einem großen Teil auf derartige Verhaltensweisen beziehen. Herek (1993, S. 93) zitiert eine

dementsprechende Antwort eines Collegestudenten in einem Fragebogen zu Einstellungen heterosexueller Menschen gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern: „Gay people have a right to live their own lives as long as they keep it to themselves and don't display the fact in public“. Wie stark derartige Haltungen und die daraus abgeleitete Erwartung negativer Reaktionen das Verhalten lesbischer Frauen in der Öffentlichkeit beeinflusst, wird in einem Forschungsergebnis deutlich, über das Suzanne Iasenza (2002, S. 115) berichtet:

Among the many factors that may affect the expression of sexual/affectional feelings, homophobia is often listed as a primary one for many lesbian women. Loulan (1987) reported that the frequency of holding hands changed from 80% of lesbians to 27% in her study when she added the words 'in public' (...).

Indem lesbische Frauen in der Öffentlichkeit Verhaltensweisen vermeiden, an denen ihr Lesbischsein erkennbar sein könnte, üben sie Kontrolle über die Informationen aus, die andere ihrem Verhalten entnehmen.

- b) Eine weitere Technik der Informationskontrolle ist nach Goffman (1990, S. 125) das Wahren von Distanz in Beziehungen zu anderen Menschen, so dass diese Beziehungen nicht zu persönlich werden:

Das Individuum kann durch Verweigern oder Vermeiden von Intimitätsannäherungen der konsequenten Verpflichtung entgehen, Information auszuliefern. Dadurch, daß es Verhältnisse distant hält, sorgt es dafür, daß keine Zeit mit dem anderen verbracht werden muß, denn wie schon konstatiert wurde, ist die Chance von unvorhergesehenen Zwischenfällen, die Geheimnisse enthüllen, desto größer, je mehr Zeit miteinander verbracht wird.

Laut Garnets und Kimmel (1993b, S. 24 f.) wenden lesbische Frauen diese Technik der Informationskontrolle in Arbeitskontexten an. Sie bemühen sich einerseits, eine heterosexuelle Fassade aufzubauen, und trennen andererseits Arbeit und Privatleben voneinander, indem sie es beispielsweise vermeiden, ihre Freizeit mit KollegInnen zu verbringen. Aber auch im privaten Bereich wahren lesbische Frauen eine gewisse Distanz zu anderen, wenn sie versuchen, die Information über ihr Lesbischsein zurückzuhalten. Dies zeigt sich in der folgenden Äußerung einer Teilnehmerin der Untersuchung von Albro und Tully (1997, S. 66):

What bothers me most is I feel constrained from forming meaningful friendships with straight people I like. It's not possible to have a real friendship if I hold back information on such an important part of my life – my lesbianism. Yet there are too many risks in telling.

- c) Weiterhin besteht für diskreditierbare Menschen die Möglichkeit „(...) die Zeichen ihres stigmatisierten Fehlers als Zeichen eines anderen Attributes darzustellen, eines, das weniger deutlich ein Stigma ist“ (Goffman 1990, S. 120). Da das deutlichste Zeichen für die diskreditierbare Identität lesbischer Frauen in ihrem Verhalten liegt, scheint es etwas schwieriger, diese Möglichkeit des Stigmamanagements auf ihre Situation anzuwenden. Zwei lesbische Frauen könnten zum Beispiel behaupten, Schwestern oder sehr gute Freundinnen zu sein, wenn sie auf ein Verhalten (mit nicht zu eindeutig sexuellem Charakter) angesprochen werden. Sie würden damit dieses Verhalten in Richtung eines weniger diskreditierbaren umdeuten. Als weiteres Zeichen für die diskreditierbare Identität einer lesbischen Frau könnte außerdem das ‚Fehlen‘ eines Freundes/Mannes angesehen werden. Auch hier besteht für eine lesbische Frau die Möglichkeit, diese Situation in eine weniger diskreditierende umzudeuten. Als Grund dafür könnte sie beispielsweise ihre berufliche Karriere angeben, die sie so stark beanspruche, dass sie momentan für eine Beziehung keine Zeit habe.
- d) Zur Kontrolle von Informationen über ihre Identität kann eine diskreditierbare Person, so Goffman (1990, S. 120), auch versuchen

(...) ihre Risiken so zu lenken, daß sie die Welt aufteilt in eine größere Gruppe, der sie nichts erzählt, und in eine kleinere Gruppe, der sie alles über sich erzählt und auf deren Hilfe sie sich dann verlassen kann (...).

Für lesbische Frauen bedeutet dies häufig, dass sie unterscheiden zwischen einer heterosexuellen Welt, in der sie ihr Lesbischsein verbergen, und einer lesbischen/homosexuellen Welt, in der sie ihr Lesbischsein leben und mit anderen teilen können:

(...) lesbians and gay men often function in two distinct worlds in order to avoid the stigma associated with homosexuality. (...). They separate the heterosexual from the gay and place clear boundaries between them. A variety of strategies are often employed to manage the stigma and to cross this boundary between the two worlds” (Garnets & Kimmel 1993a, S. 186 f.).

Erweitert sich der Kreis derjenigen, die vom Lesbischsein einer Frau wissen, über den schwul-lesbischen Freundeskreis hinaus, kann trotzdem die Unterscheidung zweier Welten aufrechterhalten werden. Die eine Welt würde dann aus den Menschen bestehen, denen das Lesbischsein bekannt ist, die andere aus denjenigen, denen es unbekannt ist. Diese Unterscheidung ist allerdings nicht mehr so einfach zu treffen wie die zwischen einer heterosexuellen und einer lesbischen/homosexuellen Welt, da eine lesbische Frau nicht immer mit Sicherheit wissen kann, ob jemand von ihrem Lesbischsein weiß oder nicht. Allgemein beschreibt Goffman (1990, S. 86) dieses Problem folgendermaßen:

Das Individuum, über das andere Bescheid wissen, kann wissen oder nicht wissen, daß sie über es Bescheid wissen; sie können umgekehrt wissen oder nicht wissen, daß es von ihrem Bescheidwissen weiß oder nicht. Außerdem kann es, falls es glaubt, daß sie nicht über es Bescheid wissen, nichtsdestoweniger niemals sicher sein.

- e) Als letzte Möglichkeit der Informationskontrolle führt Goffman die „Selbst-Enthüllung“ der diskreditierbaren Identität an. Das Individuum

(...) kann sich freiwillig enthüllen, wodurch es seine Situation radikal umformt von der eines Individuum, das Information zu managen hat, in die eines Individuums, das unbequeme soziale Situationen zu managen hat, von der einer diskreditierbaren in die einer diskreditierten Person (Goffman 1990, S. 126).

Der informationskontrollierende Aspekt bei dieser Strategie liegt darin, dass das Individuum selbst bestimmt, wer wann wie und von wem etwas über seine diskreditierbare Identität erfährt. Als eine Methode, die eigene Identität zu enthüllen, nennt Goffman das freiwillige Tragen eines Stigma-Symbols (vgl. Goffman 1990, S. 126). Übertragen auf die Situation lesbischer Frauen entspricht diese letzte Kategorie dem selbstinitiierten Coming-out. Allerdings lässt sich nach A.C. Liang (1997) nur schwer feststellen, ob verbale Botschaften oder nonverbale Zeichen, die als Aufklärung über die eigene sexuelle Identität gedacht sind, von ihren EmpfängerInnen tatsächlich so aufgenommen und verstanden werden:

The intention to come out can be signalled with nonverbal cues, such as wearing an earring only on the right earlobe or suppressing the urge to conceal gay newspapers, paraphernalia, and photographs when guests visit. Verbal disclosures span a range of explicitness, from 'I am gay' to an ambiguous statement about being 'together' with a same-sex lover. Yet, in all

instances, if the addressee does not recognize the intention, that is, if he does not apprehend the significance of the earring on the right earlobe, then it is questionable as to whether coming out has taken place. Similarly, if the addressee chooses not to recognize the intention, then the discloser's status as a gay individual, with respect to the addressee, is still unclear (Liang 1997, S. 292).

Mit diesen fünf Techniken der Informationskontrolle und ihrer jeweiligen Anwendung auf die Situation lesbischer Frauen habe ich verschiedene Kontexte angesprochen, die im Hinblick auf die Lebenspraxis lesbischer Frauen von großer Bedeutung sind: die Öffentlichkeit, der Arbeitsplatz und freundschaftliche Beziehungen. Zwei weitere wichtige Kontexte – die lesbische Paarbeziehung und die Herkunftsfamilie einer lesbischen Frau – sind in der bisherigen Darstellung noch nicht explizit vorgekommen. Diesen beiden Bereichen wende ich mich jetzt zu.

Die Frage der Informationskontrolle und des Stigmamanagements spielt für lesbische Paare ebenso eine Rolle wie für eine einzelne lesbische Frau. Nach Kristin P. Beals, Emily A. Impett und Letitia Anne Peplau (2002) kann das Problem des Coming-outs und der Offenheit gegenüber verschiedenen Personen für lesbische Paare eine Konfliktquelle darstellen. Konflikte könnten zum Beispiel entstehen, wenn eine Frau sich in Bezug auf ihre Beziehung ein höheres Maß an Offenheit wünscht als ihre Partnerin. Weitere Konflikte können sich entwickeln, wenn die Partnerinnen jeweils unterschiedliche Techniken der Informationskontrolle bevorzugen oder andere ablehnen. Es ist allerdings nur wenig darüber bekannt, wie lesbische Paare mit solchen Konflikten umgehen und wie sich diese Konflikte auf die Qualität ihrer Beziehungen auswirken (Beals et al. 2002, S. 60).

Die Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und anderen Verwandten sind für lesbische Frauen – wie für die meisten anderen Menschen auch – sehr wichtig. Besonders dem Coming-out gegenüber den Eltern kommt daher eine außerordentlich große Bedeutung zu. Savin-Williams (1998, S. 75) geht davon aus, dass für lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche das Coming-out gegenüber den Eltern die schwierigste Aufgabe überhaupt darstellt. Oft gehörten

die Eltern nicht zu den ersten Personen, denen Jugendliche von ihrer homo- oder bisexuellen Identität erzählen. Viele warteten mit dem Coming-out gegenüber den Eltern so lange, bis sie finanziell unabhängig sind (vgl. Savin-Williams 1998, S. 81). Außerdem erscheint es notwendig, zwischen dem Coming-out gegenüber der Mutter und dem gegenüber dem Vater zu unterscheiden. Mütter erfahren in der Regel früher von der homo- oder bisexuellen Identität ihrer Kinder als Väter (vgl. Savin-Williams 1998, S. 85). Von den lesbischen Frauen, die an einer Studie von Joyce Albro und Carol Tully (1997) teilnahmen, hatten sich 28,4% gegenüber ihren Müttern geoutet, 19,3% gegenüber ihren Vätern und 42,9% gegenüber ihren Geschwistern. Laura Markowe (2002) fand bei den von ihr befragten 40 lesbischen Frauen eine Tendenz, sich eher gegenüber den Müttern und Schwestern als gegenüber Vätern und Brüdern zu outen. Savin-Williams (1998, S. 87 ff.) erklärt dieses Phänomen damit, dass lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche bessere Beziehungen zu ihren Müttern als zu ihren Vätern haben. So erwarteten und erlebten diese Jugendlichen auch eher von ihren Vätern als von ihren Müttern eine negative oder abweisende Reaktionen auf ein Coming-out (vgl. Savin-Williams 1998, S. 80). Von großer Bedeutung bei der Entscheidung, sich gegenüber den Eltern nicht zu outen, sei außerdem die Befürchtung, die Eltern durch ein Coming-out zu verletzen oder zu enttäuschen (Savin-Williams 1998, S. 81). Für lesbische Frauen würde sich insbesondere die Beziehung zum Vater nach einem Coming-out verschlechtern, wobei nur wenige Untersuchungen sich bisher mit den Beziehungen lesbischer Frauen zu ihren Vätern beschäftigt haben (Savin-Williams 1998, S. 90). Joan Laird (1998, S. 205) kommt zu dem Schluss, dass die Beziehungen lesbischer Frauen zu ihren Herkunftsfamilien ähnlich unsichtbar sind wie das Lesbischsein selbst.

Wie können nun die verschiedenen Techniken, Zahlen und Fakten zum Coming-out und Stigmamanagement lesbischer Frauen als Konsequenzen sozialer Fremdheitserfahrungen für ihre Lebenspraxis zusammengefasst werden?

Der Einsatz von Techniken zur Informationskontrolle ist Bestandteil der Lebenspraxis lesbischer Frauen. Er wird notwendig, da lesbische Frauen soziale Fremdheit in Bezug auf die Gruppe der heterosexuellen Menschen erfahren. Dies

gilt besonders für die Zeit, in der sie ihre lesbische Identität entwickeln. Um sich vor Diskreditierung/Stigmatisierung oder Diskriminierung aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe der lesbischen Frauen zu schützen, wenden lesbische Frauen unterschiedliche Strategien an, mit deren Hilfe sie diese Zugehörigkeit verbergen können. Diese Form des Selbstschutzes wird von vielen lesbischen Frauen in wichtigen Bereichen ihres Lebens angewandt: gegenüber ihrer Herkunftsfamilie, am Arbeitsplatz, gegenüber FreundInnen und in der Öffentlichkeit.

Teil B – Empirische Bearbeitung

5 Methodisches Vorgehen

Für die Umsetzung der Fragestellung in die empirische Bearbeitung mussten folgende Fragen beantwortet werden:

- a) Sind quantitative oder qualitative Forschungsverfahren angemessen?
- b) Welche Methode ist geeignet, um Fremdheitserfahrungen und deren Verarbeitung in der Lebenspraxis lesbischer Frauen zu erheben?
- c) Welche konkrete Auswertungsmethode wähle ich?

„Standardisierte Methoden“, so Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (2000, S. 17), „benötigen für die Konzipierung ihrer Erhebungsinstrumente (...) eine feste Vorstellung über den untersuchten Gegenstand, wogegen qualitative Forschung für das Neue im Untersuchten, das Unbekannte im scheinbar Bekannten offen sein kann“. Da meines Wissens soziale und biographische Fremdheitserfahrungen bisher weder umfassend theoretisch noch empirisch untersucht wurden, kamen für mich nur qualitative Verfahren in Betracht.

Als am besten geeignete Methode für die *Datenerhebung* erschien mir das qualitative Interview. Im Vergleich zu Fragebogenverfahren zeichnen sich qualitative Interviews unter anderem dadurch aus, dass sie es ermöglichen, durch vertiefende Nachfragen auf die konkreten Erfahrungen der Befragten einzugehen. Die konkrete Gestaltung der Interviews beschreibe ich in Kapitel 5.1.

Für die *Auswertung* der Interviews war ein qualitatives Verfahren erforderlich, das dem Pilotcharakter meiner Arbeit angemessen ist. Ich habe mich für ein Vorgehen nach der Grounded Theory entschieden. Dabei stützte ich mich unter anderem auf Philipp Mayring (2000, S. 474), der bei „sehr offenen“ Fragestellungen und Studien mit „stark explorierendem Charakter“ ein Verfahren wie die Grounded Theory für „zweckmäßiger“ befindet als beispielsweise eine qualitative Inhaltsanalyse. Da mir nur ein (für eine qualitative Studie) geringer zeitlicher Rahmen zur Verfügung stand, habe ich allerdings nicht den gesamten

Forschungsprozess im Sinne der Grounded Theory durchgeführt, sondern lediglich die Auswertung einiger ausgewählter Interviewpassagen. Zur Auswahl dieser Passagen habe ich eine Globalauswertung der Interviewtranskripte nach Heiner Legewie (1994) vorgenommen. Sowohl die Methode der Grounded Theory als auch die Globalauswertung stelle ich in Kapitel 5.3 ausführlich dar.

5.1 Erhebungsmethode

Die Datenerhebung fand in Form qualitativer Einzelinterviews statt. Ich habe mich für den Einsatz eines Leitfaden-Interviews entschieden, da ich

- a) in den theoretischen Vorüberlegungen zentrale Themen für meine Fragestellung herausgearbeitet hatte (Offenheit über das Lesbischsein in sozialen Beziehungen, Coming-out-Erfahrungen, Unsichtbarkeit des Lesbischseins) und
- b) den Interviewpartnerinnen die Gelegenheit geben wollte, relativ frei über ihre Erfahrungen als lesbische Frauen zu erzählen.

Von Leitfaden-Interviews wird im Allgemeinen erwartet, „(...) daß in der relativ offenen Gestaltung der Interviewsituation die Sichtweisen des Subjekts eher zur Geltung kommen als in standardisierten Interviews oder Fragebögen“ (Flick 1996, S. 94). Inhaltlich konzentrierte ich mich im Interviewleitfaden auf biographische Fragen, formal habe ich an verschiedenen Punkten versucht, die Interviewpartnerinnen zu längeren Erzählungen anzuregen. Zusammenfassend lassen sich die Interviews daher als Leitfaden-Interviews mit biographischem und narrativem Charakter beschreiben.

5.1.1 Aufbau des Interviews

In Anlehnung an die theoretischen Vorüberlegungen ergaben sich folgende inhaltliche Schwerpunkte für den Interviewleitfaden:

- die gegenwärtige Lebenssituation und wichtige Beziehungen im Leben der Interviewpartnerin,
- ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrem inneren und äußeren Coming-out und

- ihre inneren (Gefühle, Gedanken) und äußeren Reaktionen in einer Situation potenzieller Fremdheitserfahrungen.

Der Leitfaden gliedert sich demzufolge zunächst in zwei große Themenbereiche: *Gegenwärtige Beziehungen und alltägliches Leben* und *Coming-out*. Im dritten Teil beschreibe ich der Interviewpartnerin eine Situation, in der meines Erachtens Gefühle der Fremdheit ausgelöst werden können, und befrage sie zu ihren Erfahrungen mit ähnlichen Situationen. Die Situationsbeschreibung beruht auf Ausführungen von Laura A. Markowe (2002, S. 68 f.), die in ihrem Artikel über das Coming-out lesbischer Frauen schreibt:

In everyday conversation, with friends, at work, in school, for example, people may joke about homosexuality and may gossip and speculate about whether others are lesbian or gay. For a woman who perceives herself as lesbian but is not out to others, this can be difficult to deal with. This type of conversation can be seen as reinforcing heterosexual norms, defining boundaries, specifying who are the 'insiders' and who are the 'outsiders'. (...). Even where such conversation is not directed specifically towards an individual, it is nonetheless an uncomfortable and isolating experience for any who perceive themselves as lesbian or gay.

Im letzten Teil des Interviews erläutere ich der Interviewpartnerin mein Untersuchungsziel und versuche, mit ihr über den von mir verfolgten theoretischen Ansatz ins Gespräch zu kommen.

5.1.2 Interviewleitfaden

(1) Gegenwärtige Beziehungen und alltägliches Leben

Bitte stelle Dich zum Anfang kurz vor: Wie alt bist Du? Wo kommst Du her? Was machst Du zurzeit?

Welche Bedeutung hat in Deinem alltäglichen Leben Dein Lesbischsein?/Was würdest Du sagen, macht Dein Leben als lesbische Frau aus?

Welche Beziehungen sind Dir in Deinem Leben gerade wichtig?

- Familie
- Partnerin
- Beruf/Ausbildung/Studium
- Freunde/Bekannte

Wie sehen diese Beziehungen aus?

- auf Unterschiede zwischen Frauen und Männern, homosexuellen und heterosexuellen Menschen, „Wissern“ und „Nichtwissern“ achten bzw. danach fragen

Wenn Du Dir mal vorstellst, Du wärst nicht lesbisch – was denkst Du, wie sähe dann Dein Leben, Dein Alltag aus?

(1.1) Verhältnis zur schwul-lesbischen Szene

Es gibt ja einige Orte, Kneipen, Vereine, etc. wo besonders Lesben und Schwule hingehen. Wie ist Dein Verhältnis zur schwul-lesbischen Szene?

- Gründe für Hingehen/Nichthingehen
- Was ist an der Szene besonders?

(1.2.) Sichtbarkeit lesbischer Frauen

Manche Leute meinen, man könne es einer Frau ansehen, z.B. an ihrer Kleidung oder ihrem Haarschnitt, ob sie lesbisch ist oder nicht. Meinst Du, dass man es Dir im Alltag „ansehen“ oder „anmerken“ könnte, dass Du lesbisch bist?

- woran?
- wann? (mit und ohne Partnerin, lesbische Freundinnen)

Was tust Du, wenn Du Wert darauf legst, in der Öffentlichkeit als lesbische Frau zu erscheinen?

Wenn eine Frau etwas dafür tun kann, als lesbisch erkannt zu werden, dann kann sie ja theoretisch auch etwas tun, um dieses Erkennen zu vermeiden. Was wäre das Deiner Meinung nach?

(2) Coming-out

Ein wichtiger Prozess im Leben von lesbischen Frauen ist ja das so genannte Coming-out, wenn Dir bewusst wird, dass Du selbst lesbisch bist, Du es Dir selbst und anderen dann eingestehst. Erzähl doch bitte mal, wie das bei Dir so ist bzw. war.

(2.1) Inneres Coming-out

Wann hast Du für dich selbst zum ersten Mal gemerkt, gefühlt, dass Du lesbisch bist oder lesbisch sein könntest?

Welche Gedanken gingen Dir damals durch den Kopf?

Wie hast Du Dich gefühlt?

Viele lesbische Frauen erzählen, sie hätten sich schon immer irgendwie „anders“ gefühlt und mit ihrem Coming-out hätte dieses „andere“ dann einen Namen bekommen. Was meinst Du dazu?

(2.2) Coming-out gegenüber anderen

Wann hast Du angefangen, anderen davon zu erzählen, dass Du evtl. lesbisch bist?

- Abstand zum Inneren Coming-out

Hat es etwas in Deinem Leben verändert? Was? Wie?

Wem hast Du zuerst davon erzählt, bei wem war es Dir besonders wichtig?

Was hast Du dabei erlebt? Unterstützung/Ablehnung/Neutralität?

Wie ist es heute, wenn Du jemanden kennen lernst? Erzählst Du ihr oder ihm, dass Du lesbisch bist?

- Wann? Unter welchen Bedingungen?
- Warum?
- Warum nicht?

(3) Situationsbeschreibung

Ich werde Dir jetzt kurz eine Situation beschreiben. Hinterher würde ich gern wissen, ob Du eine solche oder eine ähnliche Situation schon einmal erlebt hast.

„Stell Dir vor, Du sitzt mit Kommilitonen/Kollegen/Leuten, die nicht wissen, dass Du lesbisch bist beim Mittagessen. Irgendwie kommt das Gespräch auf Lesben und Schwule allgemein oder einen konkreten Menschen, von dem die anderen vermuten, er oder sie wäre lesbisch bzw. schwul. Dabei bemerkst Du ziemlich schnell, dass die Ansichten der anderen von Vorurteilen geprägt sind und mit Deinem Leben relativ wenig zu tun haben.“

Kennst Du eine solche Situation? Kannst Du Dich erinnern, wie das genau war?

Wie wäre es mit Unbekannten? Z.B. bei einem ähnlichen Gespräch an der Bushaltestelle, das Du zufällig mithörst.

(4) Fremdheit

(4.1) Fremdheit allgemein

Wir haben jetzt schon ein wenig über „Anderssein“ gesprochen, über Gefühle in Situationen, in denen nicht alle von Dir wissen, dass Du lesbisch bist.

Ich versuche in meiner Diplomarbeit zu sehen, ob sich das Konzept der „Fremdheitserfahrung“ auch auf die Erfahrungen lesbischer Frauen übertragen lässt.

Fremd, Fremde und Fremdheit kennst Du wahrscheinlich vor allem im Zusammenhang von Beziehungen zwischen bspw. Deutschen und Ausländern. Das ist eine Form der Fremdheit, die vor allem auf kulturellen Unterschieden beruht.

Es gibt aber auch noch andere Formen von Fremdheit.

Es gibt zum Beispiel Gefühle der Fremdheit zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozialer Gruppen. Oder auch Fremdheit, die man an sich selbst erlebt, wenn jemandem an sich selbst etwas auffällt, was er oder sie vorher nicht gesehen hat, kann ihr oder ihm das auch fremd sein.

Siehst Du irgendeine Verbindung zwischen Deinen Erfahrungen als lesbische Frau und dem was ich Dir gerade als Fremdheit beschrieben habe?

(4.2) „unsichtbare Fremdheit“

Ich denke, dass lesbische Frauen außerdem noch eine ganz besondere Form von Fremdheit erleben können: Wenn jemand von einer Frau nicht weiß, dass sie lesbisch ist, nimmt er sie höchstwahrscheinlich nicht als Fremde wahr. Die Frau selbst weiß aber, dass er sie als fremd wahrnehmen würde, wenn er von ihrem Lesbischsein wüsste. Und da die Frau weiß, dass sie in einer überwiegend heterosexuellen Umgebung so etwas wie eine Fremde ist, kann sie sich also als Fremde wahrnehmen, auch wenn andere sie nicht als Fremde sehen.

Wie ist Deine Meinung dazu?

5.2 Durchführung der Untersuchung

5.2.1 Finden und Auswählen der Interviewpartnerinnen

Schon zu einem relativ frühen Zeitpunkt im Forschungsprozess habe ich versucht, mögliche Interviewpartnerinnen zu erreichen. Ursprünglich hatte ich geplant, drei bis fünf Interviews mit lesbischen Frauen verschiedener Altersgruppen (von unter 20 bis über 40 Jahren), unterschiedlicher regionaler Herkunft (Ost- und Westdeutschland) und verschiedener Berufsgruppen durchzuführen. Deshalb habe ich im Dresdner Stadtmagazin SAX zwei Anzeigen aufgegeben. Ich habe bewusst nicht in einem schwul-lesbischen Magazin inseriert, da ich vor allem Frauen erreichen wollte, die keine enge Beziehung zur schwul-lesbischen Szene haben.

Die erste Anzeige erschien mit folgendem Text in der Rubrik „Aktionen & Soziales“:

Suche lesbische Frauen aller Alters- und Berufsgruppen als Interviewpartnerinnen für meine Diplomarbeit. Nähere Informationen: (meine E-Mail-Adresse).

Eine zweite Anzeige mit gleichem Text habe ich als Chiffre-Anzeige in der Rubrik „Sie sucht Sie“ geschaltet. Auf diese Anzeige hin meldete sich die erste

Interviewpartnerin, eine 40jährige lesbische Frau, die ich in dieser Arbeit *Beate* nenne.

Eine zweite Frau, die 35 Jahre alt ist und hier *Doreen* genannt wird, erfuhr durch eine gemeinsame Freundin von meiner Diplomarbeit und nahm per E-Mail von sich aus den Kontakt mit mir auf.

Um gezielt jüngere Frauen anzusprechen, schaltete ich dann im Online-Magazin der SAX (www.cybersax.de) in der Rubrik „Sie sucht Sie“ eine weitere Anzeige, die mit folgendem Text erschien:

Suche lesbische Frauen zwischen 20 und 30 als Interviewpartnerinnen für meine Diplomarbeit.

Auf diese Online-Annonce antwortete mit einer E-Mail die dritte Frau, eine 24jährige Studentin, die ich *Anna* nenne. Die vierte Interviewpartnerin erreichte ich über einen gemeinsamen Bekannten, der mir mit ihrem Einverständnis ihre Telefonnummer mitteilte. Sie ist 31 Jahre alt und wird in dieser Arbeit *Claudia* genannt.

Mit allen Frauen habe ich telefonische Vorgespräche geführt, in denen ich den groben Rahmen für die Interviews mit ihnen besprochen habe. Ich vereinbarte mit allen Frauen ein weiteres Telefonat, bei dem dann die genaue Abstimmung bezüglich Zeit und Ort des Interviews erfolgte.

Eine Auswahl aus den vier Frauen, die sich zu einem Interview bereit erklärt hatten, fand nicht statt. Das Sample ist demnach überwiegend zufällig und nach dem Kriterium der Erreichbarkeit entstanden. Es erfüllt die Kriterien der Zugehörigkeit der Interviewpartnerinnen zu unterschiedlichen Altersgruppen und zu verschiedenen Berufen/Tätigkeiten. Lesbische Frauen, die aus den alten Bundesländern stammen, habe ich nicht erreicht, so dass das Kriterium der unterschiedlichen regionalen Herkunft nicht verwirklicht werden konnte.

5.2.2 Führen der Interviews

Die Interviews habe ich in der Zeit vom 01.04.2003 bis 09.04.2003 durchgeführt. Sie dauerten 50 bis 70 Minuten, die durchschnittliche Dauer betrug ca. 60 Minuten.

Das Interview mit Claudia fand in ihrer Wohnung statt, alle anderen Interviews wurden in den Räumlichkeiten einer Frauenbildungseinrichtung durchgeführt.

Nach der Begrüßung habe ich in einem kurzen Vorgespräch mit der Interviewpartnerin den genauen zeitlichen Rahmen abgeklärt und sie um ihr Einverständnis zur Tonbandaufzeichnung und Transkription des Interviews sowie zur Veröffentlichung des Transkripts im Rahmen meiner Diplomarbeit gebeten. Gleichzeitig habe ich ihr zugesichert, dass ich alle personenbezogenen Daten vertraulich behandeln werde und nur in einer anonymisierten Form, die keine Rückschlüsse auf ihre Person zulässt, veröffentliche. Diese gegenseitigen Vereinbarungen habe ich archiviert, der genaue Text ist im Anhang nachzulesen.

Außerdem habe ich der Interviewpartnerin gesagt, dass ich an ihren persönlichen Erfahrungen und Gedanken interessiert bin und es deshalb keine richtigen oder falschen Antworten auf meine Fragen gibt. Zum Abschluss des Vorgesprächs habe ich der Interviewpartnerin die Gelegenheit gegeben, eventuelle Fragen zu stellen und diese beantwortet. Alle Interviewpartnerinnen fragten an dieser Stelle nach dem genauen Thema meiner Diplomarbeit. Daraufhin habe ich geantwortet, dass ich meinen theoretischen Ansatz erst in einem späteren Teil des Interviews mit ihnen diskutieren wolle, um weitestgehend zu vermeiden, dass sie ihre Erzählungen an ihren Vorstellungen meines Erkenntnisinteresses ausrichteten.

Das eigentliche Interview begann mit dem Einschalten des Tonbandgerätes und der Bitte um eine kurze persönliche Vorstellung.

Nach Beendigung des Interviews (Ausschalten des Tonbandgerätes) habe ich in einem kurzen Nachgespräch das Interviewgeschehen mit der Interviewpartnerin reflektiert.

5.3 Datenauswertung

5.3.1 Transkription

Im Anschluss an die Interviewerhebung habe ich die Interviews nach den Regeln für das Basistranskript des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT) von Selting et al. (1998) transkribiert. Eine Übersicht über die verwendeten Transkriptionsregeln und die Transkripte der Interviews befinden sich im Anhang. Die Tonbandaufnahmen habe ich nach dem Transkribieren archiviert.

5.3.2 Globalauswertung

Als erste Auswertungsstufe habe ich eine Globalauswertung der Interviewtranskripte durchgeführt. Heiner Legewie (1994, S. 182) zufolge kann eine Globalauswertung zum Erarbeiten einer ersten Übersicht über einen Text und zur Vorbereitung „gezielter weiterführender Interpretationen“ genutzt werden. Folgende zehn Arbeitsschritte beinhaltet die Globalauswertung nach Legewie (1994):

1. **Orientieren:** den Text überfliegen und mit Notizen versehen, um einen Überblick zu gewinnen.
2. **Kontextwissen aktivieren:** sich an die Vorgeschichte und den Kontext der Textentstehung erinnern, wesentliche Informationen dazu notieren.
3. **Durcharbeiten des Textes:** wichtige Passagen markieren, Fragen und Einfälle zum Text notieren.
4. **Ideen ausarbeiten:** jeden wichtigen Einfall zusammen mit einer prägnanten Überschrift und Hinweisen auf relevante Textstellen bspw. auf einer Karteikarte festhalten.
5. **Anlegen eines Stichwortverzeichnisses:** drei bis fünf zentrale Themen pro Seite als Stichworte (mit Verweis auf die jeweilige Textstelle) in ein Stichwortverzeichnis aufnehmen.
6. **Text zusammenfassen:** eine Zusammenfassung oder Nacherzählung des Textes (30 bis 50 Zeilen) schreiben, als Überschrift ein passendes Zitat oder ein Motto auswählen.

7. **Text bewerten:** die Kommunikationssituation in Hinblick auf Glaubwürdigkeit, Verständlichkeit, Rollenverteilung, Lücken, Verzerrungen und Unklarheiten bewerten (ca. 20 Zeilen).
8. **Auswertungstichworte finden:** die Relevanz des Textes für die Fragestellung einschätzen und zwei bis fünf Themen notieren, die über das zentrale Thema der Untersuchung hinausgehen.
9. **Weitere Arbeit planen:** die Eignung des Textes für eine Feinanalyse prüfen, vom Text aufgeworfene Fragen notieren, Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Texten abschätzen.
10. **Ergebnisse darstellen:** die Ergebnisse der Globalauswertung in einem Bericht zusammenfassen. Dazu gehören: die Zusammenfassung, die Bewertung der Kommunikationssituation, das Stichwortverzeichnis, die Auswertungstichworte und der Plan für die weitere Arbeit.

Den neunten Arbeitsschritt der Globalauswertung habe ich genutzt, um Textstellen für die Feinanalyse nach Methoden der Grounded Theory auszuwählen. Die Ergebnisse der Globalauswertungen sind in Kapitel 6.2 dargestellt.

Für den jeweils letzten Teil der Interviews habe ich eine gesonderte Globalauswertung, aber keine Feinanalyse durchgeführt. In diesem Teil habe ich mein Forschungsziel offen gelegt und bin mit den Interviewpartnerinnen über die Anwendung der Konzepte der biographischen und sozialen Fremdheit auf die Erfahrungen lesbischer Frauen ins Gespräch gekommen. Die abweichende Auswertung dieser Interviewteile scheint mir angebracht, da für mich dort die Ansichten der Interviewpartnerinnen zur Angemessenheit des theoretischen Ansatzes im Vordergrund standen. Die diesbezüglich von den Interviewpartnerinnen geäußerten Meinungen und Erfahrungen habe ich in Kapitel 6.4 gemäß Schritt 6 der Globalauswertung nach Legewie zusammengefasst. Sie bilden den Ausgangspunkt für die Gegenüberstellung meiner theoretischen Überlegungen mit den empirischen Ergebnissen.

An dieser Stelle möchte ich außerdem darauf hinweisen, dass die Ergebnisse der Globalauswertungen – insbesondere die Auswahl konkreter Textpassagen für die

Feinanalyse – von meiner subjektiven Einschätzung der Relevanz und Prägnanz dieser Textstellen geprägt ist. Diese Einschätzung beruht größtenteils auf meinem theoretischen Vorwissen, weitere Einflussfaktoren sind aber nicht gänzlich auszuschließen. Eine Globalauswertung durch eine Person mit einem anderen theoretischen und persönlichen Hintergrund hätte wahrscheinlich zu anderen Ergebnissen geführt.

5.3.3 Grounded Theory

Die Grounded Theory ist eine ursprünglich von den Soziologen Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (1967) entwickelte „(...) qualitative *Forschungsmethode bzw. Methodologie*, die eine *systematische* Reihe von *Verfahren* benutzt, um eine induktiv abgeleitete, gegenstandsverankerte *Theorie* über ein *Phänomen* zu *entwickeln*“ (Strauss & Corbin 1996, S. 8, Hervorh. im Original). Beim Vorgehen nach der Grounded Theory sollen daher Datenerhebung und -analyse sowie die Ausarbeitung der Theorie in ständigen Wechselbeziehungen stehen (Strauss & Corbin 1996, S. 40). Drei verschiedene Kodierverfahren sind innerhalb der Grounded Theory von zentraler Bedeutung: offenes, axiales und selektives Kodieren. Diese Kodierverfahren stelle ich im Folgenden vor.

5.3.3.1 Offenes Kodieren

Im Rahmen des offenen Kodierens werden die erhobenen Daten intensiv untersucht und darin enthaltene Phänomene benannt und kategorisiert.

Anselm L. Strauss und Juliet Corbin (1996, S. 45 ff.) schlagen für das offene Kodieren drei Analyseschritte vor: Konzeptualisieren, Kategorisieren und Dimensionalisieren.

- *Konzeptualisieren.* Für jedes im Text vorkommende Phänomen (jeden Vorfall, jede Idee, jedes Ereignis) vergibt die/der Forschende einen Konzeptnamen, den sie/er durch das Stellen von Fragen an den Text findet. Um eine überschaubare Zahl von Konzepten zu erhalten, werden in einem zweiten Schritt die Konzeptnamen ähnlicher Phänomene vereinheitlicht. Die Konzeptnamen sollten dabei nicht nur zusammenfassen, sondern bereits abstrahieren.

- *Kategorisieren.* Konzepte, die zu einem gemeinsamen *übergeordneten* Phänomen zu gehören scheinen, werden zu einer Kategorie gruppiert. Jede Kategorie erhält einen Namen, der von den Konzeptnamen abstrahiert.
- *Dimensionalisieren.* Die Kategorien werden weiter entwickelt, indem der/die Forschende nach Eigenschaften der Kategorien und möglichen Dimensionen dieser Eigenschaften sucht. Mit Hilfe dieser Eigenschaften und Dimensionen kann jedem Auftreten/Vorkommen einer Kategorie ein einzigartiges dimensionales Profil zugeordnet werden.

Die wesentlichen Arbeitstechniken sind sowohl beim offenen Kodieren als auch bei den anderen Kodierverfahren das Stellen von Fragen an den Text und das Anstellen von systematischen Vergleichen (vgl. Flick 1996, S. 200 f.).

Ergebnis des offenen Kodierens sind Konzepte (oder: Subkategorien), die zu Kategorien zusammengefasst sind. Die Kategorien sind hinsichtlich ihrer Eigenschaften und deren Dimensionen spezifiziert.

5.3.3.2 Axiales Kodieren

Mit dem axialen Kodieren werden die Kategorien weiterentwickelt. Strauss und Corbin (1996, S. 78 ff.) empfehlen dafür das so genannte Paradigmatische Modell. Dabei werden Zusammenhänge zwischen einer Kategorie und ihren Subkategorien ermittelt, so dass Aussagen über folgende Faktoren getroffen werden können:

- die ursächlichen Bedingungen des Phänomens,
- den Kontext, in dem das Phänomen auftritt,
- die Handlungs- und Interaktionsstrategien, die zum Ausführen oder Bewältigen des Phänomens angewandt werden und
- die Konsequenzen dieser Strategien.

Um Kategorien mit Hilfe des paradigmatischen Modells zu entwickeln, sollen folgende vier Schritte durchgeführt werden (Strauss & Corbin 1996, S. 86 ff.):

- *Hypothetisches In-Beziehung-Setzen von Subkategorien zu Kategorien.* Die/Der Forschende fragt nach der Beziehung, die zwischen einer Kategorie und ihren Subkategorien besteht.
- *Verifizieren der Hypothesen anhand der Daten.* Es wird nach Beispielen und Gegenbeispielen für die gefundenen hypothetischen Beziehungen gesucht, mit deren Hilfe diese spezifiziert werden können.
- *Suche nach weiteren Eigenschaften der Kategorien und Subkategorien und nach der dimensionalen Einordnung der Daten.* Wie beim Dimensionalisieren im Rahmen des offenen Kodierens werden weitere Eigenschaften und Dimensionen für die Kategorien gefunden.
- *Untersuchung der Variation der Phänomene.* Verschiedene Varianten des Auftretens eines Phänomens werden analysiert und in das entstehende Schema integriert.

Zur Darstellung der Ergebnisse des axialen Kodierens, d.h. der Beziehungen zwischen Kategorie und Subkategorien, sind Flussdiagramme besonders geeignet.

5.3.3.3 Selektives Kodieren

„Nach einer Zeit (wahrscheinlich Monaten) des Sammelns und Analysierens von Daten (...)“ (Strauss & Corbin 1996, S. 94) kann mit dem selektiven Kodieren begonnen werden. Es entspricht in weiten Teilen dem axialen Kodieren, wird aber auf einer abstrakteren Ebene durchgeführt (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 95).

Ausgangspunkt für das selektive Kodieren ist die *Geschichte*, in der die/der Forschende in wenigen Sätzen niederschreibt, was sie/er für das wesentliche Problem hält, das sich aus den Daten herauskristallisiert. Diese Geschichte wird über das Finden ihres *roten Fadens* und mit Hilfe der Verwendung der Konzept- und Kategorienamen umgeschrieben. Das Phänomen, welches sich dabei als zentral herausstellt, wird zur *Kernkategorie*. Die Kernkategorie sollte abstrakt genug sein, um alle mit der Geschichte beschriebenen Phänomene in sich aufzunehmen. Mit den Verfahren des offenen Kodierens werden die Eigenschaften und Dimensionen der Kernkategorie entwickelt. Analog zum

axialen Kodieren wird die Kernkategorie mit anderen Kategorien anhand des paradigmatischen Modells verbunden. Dadurch entsteht eine analytische Version der ursprünglichen Geschichte (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 96 ff.).

In weiteren Schritten wird diese analytische Geschichte zu einem Theorieentwurf verdichtet (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 106 ff.):

- Validieren der Beziehungen zwischen den Kategorien durch die Daten
- Aufdecken von Mustern zwischen Eigenschaften und Dimensionen von Kategorien
- Systematisieren und Verfestigen von Kombinationen von Eigenschaften und Dimensionen
- Gruppieren der Kategorien
- Verankern der Theorie in den Daten

Der Theorieentwurf ist ein zusammenhängender Text, in dem für verschiedene Kontexte die Beziehungen zwischen Kernkategorie und anderen Kategorien beschrieben werden. Alle dargestellten Beziehungen werden wiederum an jedem Fall überprüft (an den Daten validiert). Damit gelangt der/die Forschende zu einer Einschätzung der Angemessenheit des Theorieentwurfes. Schließlich geht es darum, mögliche Lücken der Kategorien noch aufzufüllen, wozu gegebenenfalls noch einmal gezielt Daten erhoben werden müssen (vgl. Strauss & Corbin 1996, S. 110 ff.).

5.3.3.4 Vier Kriterien für eine gute Grounded Theory

Nach Strauss und Corbin (1996, S. 8) erfüllt eine gut konstruierte Grounded Theory¹² folgende vier Kriterien:

- *Übereinstimmung.* Die Grounded Theory wird der alltäglichen Wirklichkeit des Untersuchungsgegenstandes gerecht, da sie sorgfältig aus den Daten abgeleitet ist.
- *Verständlichkeit.* Die Theorie ist für Befragte/Untersuchte und Praktiker im jeweiligen Bereich verständlich und sinnvoll.

¹² Sowohl die Forschungsmethode als auch die damit entwickelte Theorie werden Grounded Theory genannt.

- *Allgemeingültigkeit.* Die Grounded Theory ist abstrakt genug, um auf viele verbundene Kontexte angewendet zu werden.
- *Kontrolle.* Die Theorie ermöglicht Kontrolle von Handlungen, die sich auf den Untersuchungsgegenstand beziehen.

5.3.3.5 Konkrete Anwendung der Grounded Theory

Ich habe in dieser Arbeit Verfahren der Grounded Theory zur Analyse ausgewählter Daten genutzt, jedoch nicht den gesamten Forschungsprozess im Rahmen der Grounded Theory durchgeführt. Strauss und Corbin (1996) betonen an verschiedenen Stellen ihres Buches, dass selbst bei erfahrenen Forschenden allein offenes und axiales Kodieren mehrere Monate in Anspruch nehmen können. Andreas Böhm (2000, S. 476) schreibt außerdem, die Grounded Theory sei „(...) eine Kunstlehre, weshalb das Vorgehen nicht rezeptartig zu erlernen ist“. Da ich über keine praktischen Erfahrungen mit der Grounded Theory verfügte und der Bearbeitungszeitraum für meine Arbeit eine mehrmonatige Datenanalyse nicht zuließ, konnte ich den im Grunde erforderlichen komplexen Auswertungsprozess nicht durchführen. Ich habe daher nur einige ausgewählte Textpassagen in die Analyse einbezogen (Begrenzung des Untersuchungsumfanges) und mich auf das offene Kodieren beschränkt (Begrenzung der Untersuchungstiefe). Die Ergebnisse dieser Feinanalyse werden in Kapitel 6.3 dargestellt.

6 Ergebnisse

6.1 Kurzvorstellung der Interviewpartnerinnen

Anna

Anna ist 24 Jahre alt und Studentin. Sie kommt aus einem kleinen Dorf in der Nähe einer mittelgroßen Stadt. Seit vier Jahren ist sie mit ihrer Freundin zusammen, mit der sie zurzeit in einer Fernbeziehung lebt. Momentan sind ihr die Beziehungen zu ihrer Schwester, zur Mutter, zu ihrer besten Freundin und zu ihrer Partnerin wichtig. Sie hat keine gute Beziehung zu ihrem Vater.

Beate

Beate ist 40 Jahre alt und in einer Großstadt geboren, in der sie heute noch lebt. Sie arbeitet als Krankenschwester. Ihre letzte Beziehung endete vor drei Jahren. Wichtige Bezugspersonen für Beate sind: ihre FreundInnen, ihre Mutter und einige KollegInnen.

Claudia

Claudia ist 31 Jahre alt und lebt schon seit ihrer Kindheit in einer ländlichen Region. Sie ist selbstständige Versicherungsvertreterin. Claudia lebt seit vier Jahren mit ihrer Partnerin zusammen. Wichtige Personen in ihrem Leben sind ihre Partnerin und einige KollegInnen. Sie hat Kontakt zu ihren beiden Brüdern, aber kaum zu ihren Eltern.

Doreen

Doreen ist 35 Jahre alt und lebt seit sieben Jahren in einer Großstadt. Sie ist zurzeit arbeitslos, engagiert sich aber stark in der Queerpolitik. Wichtige Personen sind für sie ihre lesbischen Freundinnen und schwulen Freunde, andere ehrenamtliche QueerpolitikerInnen und ihre Herkunftsfamilie, wobei sie allerdings den Kontakt zu ihrem Vater abgebrochen hat.

6.2 Globalauswertungen

6.2.1 Globalauswertung des Interviews mit Anna

Interview mit einer 24jährigen lesbischen Frau.

Das Interview wurde von der Diplomandin, Cordula Karich, zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt, als erstes von insgesamt vier Interviews im Rahmen der Diplomarbeit „Soziale und biographische Fremdheitserfahrungen und ihre Verarbeitung in der Lebenspraxis lesbischer Frauen. Eine qualitative Pilotstudie“ erhoben.

Zwischen „Grundsätzlich bin ich Lesbe nach freiem Willen und Verstand“ (A: 694/695) und „Ich hab Angst vor Vorurteilen“ (A: 49).¹³

(1) Zusammenfassung des Interviews (Dauer: ca. 60 Minuten)

Anna ist „sehr stolz“ (A: 30) darauf, lesbisch zu sein und damit auch sehr glücklich. Sie ist der Meinung, der Begriff „sandkastenlesbe“ (A: 423) würde auf sie passen, denn sie „war schon Immer lesbisch“ (A: 424). Als sie ihre erste lesbische Beziehung hatte, war Anna 17 Jahre alt. Diese Beziehung war „sehr dramatisch“ (A: 189/190), denn die Eltern ihrer ersten Freundin „haben es einfach rausgekriegt und in dem moment wo sie es wussten war alles vorbei“ (A: 779-781). Zum Zeitpunkt des Interviews lebt Anna in einer festen Beziehung mit einer Frau, mit der sie seit vier Jahren zusammen ist. Die wichtigsten Personen in ihrem Leben sind ihre Partnerin, ihre acht Jahre ältere Schwester, ihre Mutter und ihre beste Freundin. Ihr Verhältnis zum Vater ist „kein schlechtes aber ein sehr distanziertes“ (A: 134/135). Anna ist sich nicht sicher, ob man ihr zurzeit ihr Lesbischsein ansehen kann. Einerseits ist sie der Meinung, dass dies grundsätzlich nicht möglich sei bzw. man sich auch leicht irren kann. Andererseits sagt sie, dass man früher, als sie kurze Haare hatte, durchaus sehen konnte, dass sie lesbisch ist.

¹³ Als Quellenangabe für zitierte Transkriptpassagen verwende ich den Anfangsbuchstaben des fiktiven Vornamens der Interviewpartnerin und die jeweilige(n) Zeilennummer(n), so dass die Passagen eindeutig aufzufinden sind.

Außerdem hofft sie, „dass ich jemanden erkenne oder dass mich jemand erkennt“ (A: 320/321) und sagt doch auch, dass sie Angst davor hat, als lesbische Frau erkannt zu werden. In ihrer Familie hat sie zuerst ihrer Schwester von ihrem Lesbischsein erzählt und diese hat es dann der Mutter und dem Vater gesagt. Wenn sie sich heute anderen Menschen gegenüber outet, hat sie folgende Strategie: „ich versuche es deshalb sehr sensibel irgendwie vorsichtig den leuten ganz unverfaenglich klarzumachen, so dass sie es eigentlich selber schon wissen“ (A: 756-759). Anna denkt, dass sie wahrscheinlich aufgrund dieses Vorgehens noch nie eine „negative reaktion einfangen“ (A: 756) musste. Grundsätzlich ist es ihr sehr wichtig, anderen Menschen von ihrem Lesbischsein zu erzählen, denn „die die es nicht wissen, wissen im prinzip nichts von mir“ (A: 812/813). Sie möchte weder lügen noch ihr Lesbischsein verschweigen, sich aber auch nicht „zwischen tuer und angel“ (A: 846) outen. Wenn sie mit Vorurteilen gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern konfrontiert wird, ärgert sie sich sowohl über diese Vorurteile, als auch „über meine feigheit, dass ich selber jetzt nicht dazu stehe“ (A: 904/905).

(2) Bewertung der Kommunikationssituation

Für mich als Interviewerin ist es das erste Interview mit einer lesbischen Frau im Rahmen meiner Diplomarbeit. Es ist außerdem das erste leitfadenorientierte Interview, das ich überhaupt durchführe. Ich fühle mich gut vorbereitet, bin aber aufgrund der neuartigen Situation auch aufgeregt. Mein Ziel ist es, möglichst detailliert alle Themenbereiche zu erheben. Außerdem möchte ich feststellen, ob ich in der Handhabung meines Interviewleitfadens flexibel genug bin, um unvorhergesehene Themen aufzugreifen. Ich habe mir bewusst Anna als erste Interviewpartnerin gewählt, da sie mir bei unseren Telefonaten sofort sympathisch war. Meine Erwartung, Anna würde eine „leichte“ Interviewpartnerin für den Einstieg sein, erfüllt sich. Die Rollenverteilung ist klar: ich als Interviewerin interessiere mich für ihre Erfahrungen und Ansichten, sie als Interviewte hat sich bereit erklärt, von ihrem Leben zu erzählen. Das Interview verläuft in meinen Augen sehr gut, ich habe den Eindruck, dass Anna gern über ihr Leben als lesbische Frau berichtet. Als heikle Themen, bei denen ich nicht genauer

nachfrage, erscheinen mir ihre erste und ihre gegenwärtige Beziehung, über die sie relativ wenig Konkretes erzählt. Ansonsten gibt es in diesem Interview keine besonderen Auffälligkeiten.

(3) Thematisches Stichwortverzeichnis (alphabetisch)

- Anderssein (A: 70, 601-606, 627-630, 659-664, 882)
- Angst
 - dass man ihr ihr Lesbischsein ansehen kann (A: 32/33, 62, 399)
 - dass sie festgelegt wird (A: 48/49)
 - vor negativen Reaktionen (A: 754-756, 920-922)
 - vor Vorurteilen (A: 49)
- beste Freundin (A: 123-128, 232-240, 685-690, 700-749)
- Coming-out (A: 421, 477/478, 522-545, 640, 756-773, 842)
 - am Arbeitsplatz (A: 690-693, 793-795)
 - gegenüber dem Vater (A: 485, 550-558)
 - gegenüber der besten Freundin (A: 685-690, 714-718, 727-741)
 - gegenüber der Mutter (A: 486, 558-560)
 - gegenüber der Schwester (A: 479-488, 522-545)
 - inneres (A: 638-640)
- „Coming-out-Strategie“ (A: 754-775, 793-797, 836-882)
- Disco (A: 242-262)
 - „normale“ Disco vs. Szene-Disco (A: 247-262)
- „doofe Anmache“ (A: 369-376)
- eigenes nicht-ideales Aussehen (A: 389-396)
- erste lesbische Beziehung (A: 189-199, 439-475, 776-787)
 - Reaktion der „Schwiegereltern“ (A: 190, 475-477, 680-682, 778-782)
- feminin (A: 288, 386)
- Freude, wenn sie jemanden erkennt (A: 60/61, 320)
- Freundin/Partnerin (A: 113-120)
- Haare
 - kurze (A: 277-284)
 - lange (A: 284-292, 297)

- heterosexuelles Leben (A: 185-188, 199-205)
- Klischees über lesbische Frauen (A: 54-57, 275, 875)
- Kontakt zu anderen lesbischen Frauen (A: 171/172)
- lesbische Dozentin (A: 220-239)
- lesbische Szene (A: 210-220)
- Lesbischsein kann man einer Frau nicht ansehen (A: 35, 53/54, 58-60)
- Lesbischsein verstecken (A: 385-388, 396/397)
- Lesbischsein wird/wurde ihr angesehen (A: 43-45, 275, 313, 826/827)
- Mutter (A: 107-113, 558-560, 567-569, 587/588)
- Offenheit in größerer Stadt (A: 46)
- Outen von Prominenten (A: 936-944)
- Reaktion, wenn sie andere Lesben erkennt (A: 322-328)
- Regenbogen (A: 342-352, 863)
- Sandkastenlesbe (A: 423)
- Scheu/Schüchternheit (A: 100, 922)
- Schwester (A: 100-107, 479-486, 522-548)
- Schwierigkeiten im Umgang mit Männern (A: 139-167, 401-410)
- Sichtbarkeit lesbischer Frauen (A: 35-62, 275-353, 385-414)
- Skepsis gegenüber Biotechnologie (A: 78-85)
- Stolz auf Lesbischsein (A: 30)
- Unterschied zwischen kleinerer und größerer Stadt (A: 37-41)
- Vater (A: 133-138, 550-558, 584-586)
- Verliebtsein in Lehrerinnen (A: 432-435)
- Vorurteile gegenüber lesbischen Frauen (A: 49, 903, 926)
 - Reaktion darauf (A: 903-905, 907-912, 923-928, 932-935, 949-956)

(4) Auswertungs-Stichwörter

Einschätzung der Relevanz für die Fragestellung: **zentral**

zusätzliche Themen:

- Coming-out am Arbeitsplatz (A: 690-693, 793-795)
- lesbische Dozentin (A: 220-231, 236-239)

(5) Auswertungspläne

Textpassagen für die Feinanalyse:

- Anderssein (A: 603- 630)
- Coming-out-Strategie (A: 754-775, 836-882)
- Sichtbarkeit lesbischer Frauen (A: 35-62, 275-353, 385-414)

6.2.2 Globalauswertung des Interviews mit Beate

Interview mit einer 40jährigen lesbischen Frau.

Das Interview wurde von der Diplomandin, Cordula Karich, zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt, als zweites von insgesamt vier Interviews im Rahmen der Diplomarbeit „Soziale und biographische Fremdheitserfahrungen und ihre Verarbeitung in der Lebenspraxis lesbischer Frauen. Eine qualitative Pilotstudie“ erhoben.

„Das war die größte Last für mich überhaupt, meinen Eltern das zu sagen“ (B: 895/896)

(1) Zusammenfassung des Interviews (Dauer: ca. 70 Minuten)

Für Beate ist es mittlerweile „einfach okay“ (B: 12), lesbisch zu sein. Sie sagt: „das ist einfach für mich schoener, mit ner frau zusammen zu sein als mit einem mann“ (B: 34-36). Wichtige Bezugspersonen für Beate sind ihre Freunde, ihre Familie (Mutter, Vater, Bruder) und Kollegen. Sie trennt „ganz strikt arbeit und privatleben“ (B: 92/93), was für sie bedeutet, dass sie sowohl private Probleme nicht mit auf Arbeit nimmt, als auch zu Hause komplett von ihrer Tätigkeit als Krankenschwester abschaltet. Seit drei Jahren lebt Beate alleine, sie hat aber in dieser Zeit gelernt „FREUNDe wichtig zu finden“ (B: 88). Beate meint, es „waere moeglich“ (B: 394), dass man ihr gegenwärtig ihr Lesbischsein ansieht. Ganz allgemein ist sie allerdings der Ansicht, es wäre „definitiv“ (B: 382) nicht möglich, allein am Aussehen einer Frau abzulesen, ob sie lesbisch ist. Als Möglichkeiten, das Lesbischsein äußerlich zu verstecken, nennt sie „hellere kleidung tragen“ (B: 422) und „laengere haare“ (B: 423). Über ihren eigenen Kleidungsstil sagt Beate „ich trage das nicht absichtlich um mich sehen zu lassen, sondern einfach weil ich mich in den klamotten wohl fuehle“ (B: 450-452).

Seit etwa zwanzig Jahren versteht Beate sich als lesbisch. Gegenüber ihrer Mutter hat sie sich zehn Jahre später geoutet, zu einem Zeitpunkt, als ihr Vater nicht zu Hause war. Darüber, dass sie es ihrem Vater nicht selbst sagen musste, war sie „sehr froh“ (B: 713). Er sei ein „ernster, sehr strenger vater“ (B: 721/722) und sie

habe „eine abwertende beurteilung seinerseits erwartet“ (B: 746/747). Ob ihre Befürchtungen sich bewahrheitet hätten, weiß Beate nicht, denn „wir haben uns nie darueber unterhalten“ (B: 741). Die Zeit zwischen ihrem inneren Coming-out und dem gegenüber ihrer Mutter bezeichnet sie als „verstecktsein“ (B: 628) und beschreibt sie mit: „also man versucht alles moegliche, nur dass die leute das nicht mitkriegem“ (B: 574/575). Als sie ihrer Mutter von ihrem Lesbischsein erzählte, habe sie selbst „bitterlich geweint“ (B: 555) und „es war schlimm fuer mich, dass ich es gesagt habe; ich war froh darueber DASS ich=s gesagt habe, dass es nun endlich raus ist“ (B: 557-559). Über ihre Situation nach dem Coming-out gegenüber der Mutter sagt Beate: „dieser druck war weg; dieses verstecken muessen; ploetzlich konnte man irgendwo ein stueck weit freier leben“ (B: 902-904).

Wenn Beate mit Vorurteilen gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern konfrontiert wird, wird sie „innerlich unruhig“ (B: 1010). Bei Menschen, die ihr wichtig sind, würde sie sich gegen diskriminierende Äußerungen wehren. Im Allgemeinen versucht sie, ruhig zu bleiben und sich „ein bild zu machen“ (B: 1013) „warum er es sagen koennte“ (B: 1015-1016).

(2) Bewertung der Kommunikationssituation

Dies ist mein zweites Interview mit einer lesbischen Frau. Durch meine Erfahrungen mit dem ersten Interview habe ich das Gefühl, mit meinem Interviewleitfaden gut umgehen zu können. Allerdings gehe ich aufgrund der Vorinformationen angespannt in das Interview mit Beate. Mich beschäftigt der Altersunterschied zwischen mir und Beate (sie ist 18 Jahre älter als ich). Außerdem befürchte ich, dass sie mir von Problemen berichten könnte, mit denen ich nur schwer umgehen kann. Die Situation entspannt sich für mich, als Beate mir im Vorgespräch sagt, dass sie nichts dagegen hat, wenn ich sie duze. Das Interview kommt daraufhin gut in Gang. Ich erlebe Beate als eine sehr nachdenkliche Frau, die bemüht ist, meine Fragen zu verstehen und sie ausführlich zu beantworten. Sie achtet außerdem darauf, ihre Grenzen zu wahren und gibt mir zu verstehen, wenn es ihr schwer fällt, über ein konkretes Thema zu sprechen.

(3) Thematisches Stichwortverzeichnis (alphabetisch)

- Arbeit (B: 92-114)
- Beziehungen zu Männern (B: 506-514)
- Bruder (B: 200-206)
- Coming-out (B: 493-560)
 - am Arbeitsplatz (B: 208-279)
 - Anspannung davor (B: 618-624)
 - Befürchtungen/Vermutungen vor dem Coming-out gegenüber dem Vater (B: 728-748, 784-788)
 - Erleichterung danach (B: 894-909)
 - gegenüber dem Bruder (B: 825-837)
 - gegenüber dem Vater (B: 710-717)
 - gegenüber der Mutter (B: 527-540)
 - Reaktion der Eltern (B: 633-641)
 - Reaktion der Mutter (B: 537-539)
- erste lesbische Beziehung (B: 520-523)
- Familie (B: 78-88, 633-675, 913-916)
- Flirten mit Männern (B: 206-208, 225-229)
- Freunde (B: 69-78)
- heterosexuelles Leben (B: 285-299)
- jüngere Menschen gehen mit Homosexualität „lockerer“ um (B: 850-866, 874-885)
- Kleidung (B: 395-412, 463-465, 472-476)
- lesbische Szene (B: 306-346, 367-372)
- Lesbischsein kann man einer Frau nicht ansehen (B: 378-393)
- Lesbischsein könnte man ihr ansehen (B: 220-223, 378, 393/394)
- Lesbischsein verbergen (B: 435)
 - durch hellere Kleidung (B: 422)
 - durch längere Haare (B: 423)
- Mutter (B: 197-199, 774-776, 809-812)
- Offenheit über Lesbischsein (B: 15-17, 25/26, 217/218, 233-235, 271-279)

- Reaktion auf Vorurteile gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern (B: 961-1033)
- Tanzkurs (B: 238-255)
- Trennung von Arbeit und Privatleben (B: 92-98, 123-153)
- Trennungen (B: 642-665)
- Unterschiede in der Kommunikation von Frauen und Männern (B: 161-193)
- Vater (B: 199/200, 720-748, 760-773, 784-788)
 - Gewalt des Vaters (B: 765-773)
- Vergleich Frauen – Männer (B: 32-61)
- Zeit zwischen „innerem“ und „äußeren“ Coming-out (B: 571-580, 618-624, 628-630, 675-687)

(4) Auswertungs-Stichwörter

Einschätzung der Relevanz für die Fragestellung: insgesamt mittel; in Fragen des Verhältnisses zu den Eltern zentral

zusätzliche Themen:

- Gewalt des Vaters (B: 765-773)
- Trennung von Arbeit und Privatleben (B: 92-98, 123-153)
- Coming-out am Arbeitsplatz (B: 208-279)

(5) Auswertungspläne

Textpassagen für die Feinanalyse:

- Coming-out gegenüber Vater und Mutter (B: 527-540, 554-560, 618-624, 728-748, 784-788)
- Verhältnis zu Mutter und Vater (B: 78-88, 197-200, 633-675, 720-728, 913-916)

6.2.3 Globalauswertung des Interviews mit Claudia

Interview mit einer 31jährigen lesbischen Frau.

Das Interview wurde von der Diplomandin, Cordula Karich, zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt, als drittes von insgesamt vier Interviews im Rahmen der Diplomarbeit „Soziale und biographische Fremdheitserfahrungen und ihre Verarbeitung in der Lebenspraxis lesbischer Frauen. Eine qualitative Pilotstudie“ erhoben.

„Ich würde viel offener sein wollen“ (C: 360)

(1) Zusammenfassung des Interviews (Dauer: ca. 50 Minuten)

Claudia sagt: „mittlerweile ist es so, dass ich mich eigentlich freue so zu sein und nicht anders“ (C: 27-29). Ihr alltägliches Leben mit ihrer Partnerin bezeichnet sie als „genau so wie ueberall auch“ (C: 68). Die Nachbarn im Haus hätten inzwischen gemerkt, dass sie ein ganz normales Leben führen: „wir sind ganz lieb, ganz nett ((...)) wir benehmen uns wie alle anderen auch“ (C: 85-88). Bei ihrer Arbeit als Versicherungsvertreterin ist es für Claudia wichtig, dass „die chemie stimmt“ (C: 107). Wenn Kunden nicht mit ihr zusammenarbeiten können, weil sie mit einer Frau zusammenlebt, „dann tut es mir leid“ (C: 120). Sie sagt es ihren Kunden aber „nicht mitten in=s gesicht“ (C: 45/46), dass sie lesbisch ist, sondern nur dann, wenn sie danach gefragt wird. Gegenüber ihren Arbeitskollegen wollte Claudia sich nicht outen, da sie sich nicht sicher war „wie das arbeitsklima dann nachher ist“ (C: 153/154). Ein Kollege hat sie dann allerdings ermutigt, alle Kollegen zu ihrer geplanten Hochzeitsfeier einzuladen und daraufhin „kam von keiner seite bisher irgendeine negative reaktion“ (C: 136/137). Wichtig in Claudias Leben ist ihre Partnerin Erika „und ansonsten ganz ehrlich gesagt niemand weiter“ (C: 183/184). Mit ihrer Familie „gab es jahrelang nur aerger“ (C: 186/187), den intensivsten Kontakt hat sie noch zu ihrer Mutter und einem ihrer Brüder. Die Mutter hilft ihr bei der Arbeit, der dreizehn Jahre jüngere Bruder nimmt ihre Hilfe in Anspruch, wenn er Probleme mit den Eltern hat. Mit ihrem Vater spricht Claudia nicht mehr, da er „momentan die familie so unterbuttert“

(C: 222/223). Ihre Familie weiß, dass sie mit Erika in einer lesbischen Beziehung lebt. Als Reaktion auf ihr Coming-out vor ungefähr zehn Jahren sagte ihre Mutter „ich glaub dir das erst wenn du dreissig bist“ (199/200) und der Vater „glaubt es einfach nicht, dass ich so bin“ (C: 212/213). An die konkrete Coming-out-Situation mit ihren Eltern kann Claudia sich allerdings nicht erinnern. Wenn sie nicht lesbisch wäre, würde Claudia „mit jemandem zusammenleben. und bestimmt zwei kinder haben“ (C: 257/258). Sie sagt, dass sie bis auf die Kinder auch mit Erika alles haben kann, was „so im allgemeinen“ (C: 253) üblich ist und in dieser Hinsicht nichts vermisst. Zu anderen lesbischen Frauen oder zur lesbischen Szene hat Claudia seit einigen Jahren kaum noch Kontakt, da sie „riesengross enttauscht“ (C: 281) wurde. Ihr inneres Coming-out war für Claudia sehr verwirrend, sie kam sich „ganz komisch“ (C: 562) vor und „konnte es nicht deuten“ (C: 551). Später hatte sie deswegen auch „arge alkoholprobleme“ (C: 460). Claudia hat die Erfahrung gemacht, dass andere Menschen ihr ihr Lesbischsein nicht ansehen und daher auch auf ihr Coming-out „ganz verdattert“ (C: 321) reagieren. Sie denkt, dass es an ihren langen Haaren und auch an ihrer Kleidung liegen könnte. Wenn sie ihr Lesbischsein sichtbar machen wollte, würde Claudia sich „ein riesengroßes lesbenzeichen umhaengen“ (C: 350/351). Sie würde ihre Beziehung gern offener leben, nimmt aber darauf Rücksicht, dass Erika das nicht will und es in ihrem Dorf sicher auch schwieriger sein würde, als in einer Großstadt. Trotzdem ist Ehrlichkeit für sie ein wichtiges Prinzip, denn „wenn man mit den leuten gleich offen redet, dann lebt sich das leichter“ (C: 679-681). Auf extreme Vorurteile gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern würde Claudia reagieren, ohne sich dabei selbst zu outen.

(2) Bewertung der Kommunikationssituation

Das Interview mit Claudia ist das dritte Interview im Rahmen meiner Diplomarbeit. Ich bin zu Gast in der Wohnung der Interviewten und ihrer Partnerin, wodurch die Rollenverteilung weniger eindeutig ist als bei den anderen Interviews. Der Beginn des Interviews (Einschalten des Aufnahmegerätes) markiert einen Bruch mit der bisherigen ungezwungenen Gesprächsatmosphäre. Claudia beginnt, ununterbrochen zu rauchen. Ich empfinde sie während des

gesamten Interviews als sehr aufgeregt. Auf ihren Wunsch hin ist ihre Partnerin während des Interviews anwesend. Ich bin auf diese Situation nicht vorbereitet, meine Unsicherheit legt sich aber innerhalb von wenigen Minuten. Claudia erzählt offen von ihrem Leben, sie erscheint sehr daran interessiert, wissenschaftliche Arbeiten über lesbische Frauen zu unterstützen. (Zu einem früheren Zeitpunkt hat sie an einer Untersuchung, die sich mit den Besonderheiten von lesbischem Leben im ländlichen Raum befasste, teilgenommen).

Im Unterschied zu den bisherigen Interviews frage ich Claudia gezielt auch nach dem alltäglichen Zusammenleben der Partnerinnen. Ein wichtiges Thema scheint mir das unterschiedliche Bedürfnis der beiden Frauen nach einem offenen Leben der Beziehung zu sein.

Dass Claudia sich nicht an die Coming-out-Situation mit ihren Eltern erinnern kann, finde ich seltsam, aber ich habe nicht nach, da sie mir gleichzeitig zu verstehen gibt, nicht weiter darüber reden zu wollen.

(3) Thematisches Stichwortverzeichnis (alphabetisch)

- Alkohol (C: 459-462)
- alltägliches Leben (C: 58-61, 64-70)
- älterer Bruder (C: 233-240, 242)
- Anderssein (C: 526/527, 533-536)
- Arbeit im Stall (C: 627-652)
- Beziehungen zu Männern (C: 266-268, 443-445)
- Coming-out
 - am Arbeitsplatz/gegenüber den Kollegen (C: 147-165, 169-178)
 - gegenüber den Eltern (C: 599-606)
 - gegenüber Freundinnen (C: 569-575, 586-590)
 - gegenüber neuen Kunden (C: 110-120)
 - inneres (C: 417-430, 450-467, 483-510, 526-554)
 - Reaktion der Mutter (C: 199-201)
 - Reaktion des Vaters (C: 206-209, 212-214)
- Coming-out-Strategie (C: 45-55, 657-660, 704-709)
- Ehrlichkeit (C: 678-683, 690-700)

- erste Kontakte zu anderen lesbischen Frauen (C: 487-495)
- erste Lesbendisco (C: 495-510, 513-518)
- Familie (C: 186-196)
- heterosexuelles Leben (C: 250, 253-258)
- Informationen über lesbische Frauen und schwule Männer aus den Medien (C: 425-429, 450-453, 548/549)
- jüngerer Bruder (C: 228-233, 243-247)
- Kollegen (C: 125-137)
- Kontakt zu anderen lesbischen Frauen (C: 277-283, 287-298)
- Lesbengruppe (C: 453-457, 463-467)
- lesbische Szene (C: 301-314)
- Lesbischsein sichtbar machen (C: 350-356)
- Lesbischsein wird ihr nicht angesehen (C: 317-326, 334, 344-346)
- Mutter (C: 196-206)
- Nachbarn (C: 74-93)
- offenes Leben der Beziehung (C: 360-387)
- Offenheit gegenüber Ämtern und Behörden (C: 660-672)
- „peinliche Situation“ (C: 610-621)
- Reaktion auf Vorurteile gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern (C: 725-737, 741-751)
- Unterschiede zwischen Stadt und Dorf (C: 367-387, 390-394, 397-405)
- unterschiedliche Bedürfnisse nach Offenheit (C: 360-366, 373-377)
- Vater (C: 206-209, 212-214, 218-225)
- Verliebtheit
 - in Lehrerin (C: 439-441)
 - in Mitschülerin (C: 423-425, 430-434)
- Wandel der Bedeutung des Lesbischseins (C: 26-30, 464-467)

(4) Auswertungs-Stichwörter

Einschätzung der Relevanz für die Fragestellung: insgesamt mittel; in Fragen des inneren Coming-outs und der Offenheit zentral

zusätzliche Themen:

- Alkohol (C: 459-462)
- Unterschiede zwischen Stadt und Dorf (C: 367-387, 390-394, 397-405)
- Coming-out am Arbeitsplatz (C: 147-165, 169-178)

(5) Auswertungspläne

Textpassagen für die Feinanalyse:

- inneres Coming-out (C: 417-430, 450-467, 483-510, 526-554)
- Offenheit/Ehrlichkeit (C: 360-387, 657-673, 678-683, 690-700)
- Coming-out-Strategie (C: 45-55, 657-660, 704-709)

6.2.4 Globalauswertung des Interviews mit Doreen

Interview mit einer 35jährigen lesbischen Frau.

Das Interview wurde von der Diplomandin, Cordula Karich, zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alt, als viertes von insgesamt vier Interviews im Rahmen der Diplomarbeit „Soziale und biographische Fremdheitserfahrungen und ihre Verarbeitung in der Lebenspraxis lesbischer Frauen. Eine qualitative Pilotstudie“ erhoben.

„Ich bin schon ziemlich separatistisch“ (D: 103)

(1) Zusammenfassung des Interviews (Dauer: ca. 60 Minuten)

Für Doreen hat die Bedeutung ihres Lesbischseins für ihr alltägliches Leben im Laufe der Zeit abgenommen. Mittlerweile ist es ein „normaler integrativer bestandteil“ (D: 32) ihres Lebens. Ihr privates Umfeld besteht fast ausschließlich aus lesbischen Frauen, schwulen Männern oder „anders lebenden heteras“ (D: 23). Ihre „herkunftsfamilie“ (D: 78) spielt eine untergeordnete Rolle. Neben der sexuellen Orientierung sind für Doreen auch die soziale Herkunft ihrer Mitmenschen wichtig sowie die Frage, ob sie in irgendeiner Hinsicht von ihnen abhängig ist. Mit heterosexuellen Menschen hat sie kaum Kontakt, da sie für sich festgestellt hat, dass diese „irgendwie eine ganz andere kultur“ (D: 112) haben. Durch ihr ehrenamtliches Engagement in der Queerpolitik ist Doreen in fast allen Lebensbereichen geoutet, nur einige Nachbarn wissen nicht von ihrem Lesbischsein. Die Frage, ob sie jemandem von ihrem Lesbischsein erzählt, ist für Doreen eng mit der allgemeinen Nähe in der jeweiligen Beziehung verbunden. In einem heterosexuellen Leben stellt sie sich selbst „als selbstbestimmte frau, die sich ihre maenner selbst aussucht“ (D: 179/180) vor. Zur schwul-lesbischen Szene hat sie ein enges Verhältnis, in ihrem schwul-lesbischen Freundeskreis fühlt sie sich zu Hause. Doreen hat „oft gehoert“ (D: 239), dass andere ihr ihr Lesbischsein ansehen. Als lesbische Frau ist man ihrer Meinung nach erkennbar, wenn das Äußere nicht auf „den gegenwaertigen maennergeschmack ausgerichtet“ (D: 245/246) ist. Im Allgemeinen fühlt sie sich von Männern so behandelt „wie jede

andere frau auch“ (D: 303). Erste homosexuelle Wünsche hatte Doreen mit 14 oder 15 Jahren, mit 20 lernte sie ihre erste Freundin kennen. Gegenüber ihrer Familie ist sie erst seit fünf oder sechs Jahren geoutet. Ihre Mutter reagierte anfangs „total ablehnend“ (D: 467), inzwischen sei das Verhältnis aber normal. Zu ihrem Vater, der sich sehr bemüht „nicht fuer schwul gehalten zu werden“ (D: 485) hat Doreen „keinen bezug“ (D: 482). Doreen wurde in ihrem Leben mehrmals direkt mit Homophobie konfrontiert. Einmal durch eine bisexuelle Frau, die ihr „schlaege angedroht“ (D: 522) hat, ein anderes Mal durch ihre Chefin, von der sie als „krank“ (D: 531) bezeichnet wurde. Von diesen Erlebnissen wollte sie „was abarbeiten“ (D: 53/54), als sie sich für ein Engagement in der Politik entschied. Wenn Doreen mit Vorurteilen gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern konfrontiert wird, versucht sie „dagegen zu argumentieren“ (D: 626) oder würde gemeinsam mit einer anderen Frau „was lesbisches durchfuehren“ (D: 677/678).

(2) Bewertung der Kommunikationssituation

Das Interview mit Doreen ist das vierte und letzte Interview mit einer lesbischen Frau im Rahmen meiner Diplomarbeit. Aufgrund mehrerer Operationen kann Doreen nur mit Schwierigkeiten sprechen. Außerdem spricht sie auffallend schnell. Doreen hatte erwartet, dass es im Interview um Kommunikation zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen gehen würde. Die Information, dass dies nicht das Thema meiner Untersuchung sei, überrascht sie. Die Vereinbarung zur Anonymisierung der personenbezogenen Daten und Veröffentlichung der Interviewtranskripte in der Diplomarbeit unterschreibt sie, äußert aber Zweifel an der Möglichkeit, die Daten so zu anonymisieren, dass die interviewten Personen nicht erkannt werden können. Meines Erachtens vermeidet sie deshalb aktiv die Nennung von Namen (Personen-, Orts- und Gruppennamen) während des Interviews. Ich empfinde die Interviewsituation insgesamt als angespannt. Für mein Gefühl erzählt Doreen auf einer eher abstrakten Ebene. Mir gelingt es nicht, dass Gespräch auf die von mir gewünschte persönliche und gefühlsorientierte Ebene zu lenken. Meine Weigerung, davon auszugehen, dass ich verstehe, was sie zum Beispiel mit den „üblichen Vorurteilen“ meint, erschwert das Gespräch

zusätzlich. Zu Beginn frage ich deswegen vermehrt nach, später versuche ich, auch längere Pausen zuzulassen und sie nicht durch immer mehr Fragen zu drängen. Auffallend sind deshalb die vielen Sprecherinnenwechsel und die langen Pausen (bis zu 25 Sekunden).

(3) Thematisches Stichwortverzeichnis (alphabetisch)

- „äußere Anzeichen“ für Lesbischsein (D: 244-246, 256-259, 261/262)
- Ablehnung eines „Norm-Lebenslaufes“ (D: 418-422)
- Anderssein (D: 339-344, 349-351, 392-403)
- Bedeutung der sozialen Herkunft (D: 55-61, 206-210)
- Bedeutung des Lesbischseins (D: 16-33)
- Coming-out (D: 146/147)
 - äußeres (D: 332-35)
 - am Arbeitsplatz (D: 159-163)
 - Bedingungen für (D: 560-563, 567-569)
 - gegenüber der Familie (D: 455-464)
 - gegenüber lesbischen Freundinnen (D: 449-454)
 - inneres (D: 314-322, 339-344, 349-351)
 - Reaktion der Mutter (D: 466-480)
- Diskriminierung (D: 526-556, 619-631)
- Erkennen, dass GesprächspartnerIn Lesbischsein erkannt hat (D: 269-273, 280-283)
- erste lesbische Beziehung (D: 322-325, 376-381)
- (Herkunfts-)Familie (D: 77/78)
- heterosexuelle Frauen und Männer (D: 120-129, 132-138)
- heterosexuelles Leben (D: 179-186)
- Homophobie
 - eigene (D: 351-358)
 - fremde (D: 510-534)
- Kommerzlesben (D: 207-209, 220-227)
- kulturelle Fremdheit (D: 103-147)
- lesbischer Freundinnenkreis (D: 73-77, 89-92, 97-99)

- Lesbischsein wird ihr angesehen (D: 239)
- Mutter (D: 436-438)
- „Nicht-Wisser“ (D: 154-158)
 - Unterschied zu „Wissern“ (D: 168-173)
- Öko-Szene (D: 210-214)
- Queerpolitik (D: 9, 30/31, 683-743)
 - Motivation (D: 51-62, 67-69)
- lesbische Szene (D: 189-194)
 - Wohlfühlen in der Szene (200-206)
- Reaktion auf Vorurteile gegenüber lesbischen Frauen und schwulen Männern (D: 621-630, 653-655, 671-678)
- Vater (D: 482-487)
- Wahrnehmung durch Jungen und Männer (D: 284-288, 301-304)
- Zweifel an Normen der Heterosexualität und der Monogamie (D: 392-401)

(4) Auswertungs-Stichwörter

Einschätzung der Relevanz für die Fragestellung: insgesamt mittel; in Bezug auf kulturelle Fremdheit, Diskriminierungserfahrungen und Andersseins zentral

zusätzliche Themen:

- Bedeutung der sozialen Herkunft (D: 55-61, 206-210)
- Queerpolitik (D: 9, 30/31, 683-743)

(5) Auswertungspläne

- Anderssein (D: 339-344, 349-351, 392-403)
- Diskriminierung (D: 526-556, 619-631)

6.3 Feinanalysen

Primärer Gegenstand der Feinanalyse waren die mit Hilfe der Globalauswertung ausgewählten Textpassagen. Ausgewählt habe ich dabei überwiegend die Textstellen, die meines Erachtens von zentraler Bedeutung im jeweiligen Interview waren. Um zu vermeiden, dass sich die Analyseergebnisse zu einem bestimmten Aspekt nur auf ein einziges Interview stützen, habe ich nach Möglichkeit auch Passagen zum gleichen Thema (Parallelstellen) aus anderen Interviews in die Feinanalyse einbezogen. In Tabelle 2 sind die für die Analyse ausgewählten Textpassagen (Zentralstellen) mit den dazugehörigen Parallelstellen dargestellt.

Die dargestellten Resultate sind als Zwischenergebnisse eines nicht beendeten qualitativen Forschungsprozesses zu verstehen. Innerhalb des Analyseprozesses der Grounded Theory befindet sich die Auswertung größtenteils am Ende des offenen Kodierens, teilweise am Anfang des axialen Kodierens. Das Niveau der Entwicklung der verschiedenen Phänomene ist dabei unterschiedlich.

Die Darstellung der am weitesten entwickelten Kategorien erfolgt mit Hilfe einer Überblickstabelle über die Kategorie/Subkategorie und ihre Eigenschaften und Dimensionen. Darauf folgt ein Zitat einer zentralen Interviewpassage, anhand dessen die gefundene Kategorie/Subkategorie und ihre Eigenschaften und Dimensionen erläutert werden. Direkt aus den Daten abgeleitete Kategorien, Konzepte, Eigenschaften und Dimensionen sind in den Überblickstabellen mit einem Sternchen (*) gekennzeichnet. Eigenschaften und Dimensionen, zu denen ich durch weitergehende Assoziationen gelangt bin, müssten bei einer Fortsetzung der Analyse an den Daten überprüft werden. Dazu wären eventuell zusätzliche Datenerhebungen notwendig.

Tabelle 2: Übersicht über Zentralstellen und parallele Passagen anderer Interviews.

Stichwort	Zentraistellen	Parallelstellen
Coming-out-Strategie	A: 754-775, 836-882; C: 45-55, 657-660, 704-709	
Coming-out gegenüber den Eltern	B: 527-540, 554-560, 618-624, 728-748, 784-788	C: 599-606
Verhältnis zu den Eltern	B: 78-88, 197-200, 633-675, 720- 728, 913-916	
Inneres Coming-out	C: 417-430, 450-467, 483-510 526-554	A: 638-640; D: 314-322, 339-344, 349- 351
Anderssein	A: 603- 630; D: 339-344, 349-351, 392-403	C: 526/527, 533-536
Diskriminierung	D: 526-556, 619-631	
Offenheit	C: 360-387, 657-673, 678-683, 690-700	A: 46; B: 15-17, 25/26, 217/218, 233-235, 271-279
Sichtbarkeit	A: 35-62, 275-353, 385-414	B: 220-223, 378, 393/394; C: 317-326, 334, 344-346; D: 239

6.3.1 Äußeres Coming-out

Das äußere Coming-out war ein zentrales Thema in den Interviews. Im Folgenden stelle ich die Ergebnisse meiner Analyse der Interviewpassagen zum äußeren Coming-out zusammenhängend dar.

Zunächst stellt sich für eine lesbische Frau die Frage, ob sie sich grundsätzlich (oder gegenüber einem bestimmten Menschen oder in einer konkreten Situation) outen will. Je nachdem, wie sie diese Frage für sich beantwortet, überlegt sie in einem nächsten Schritt, wie sie das Coming-out gestalten bzw. vermeiden kann. In

den Interviews konnte ich zwei Coming-out-Strategien und zwei Möglichkeiten zum Vermeiden eines Coming-outs identifizieren.

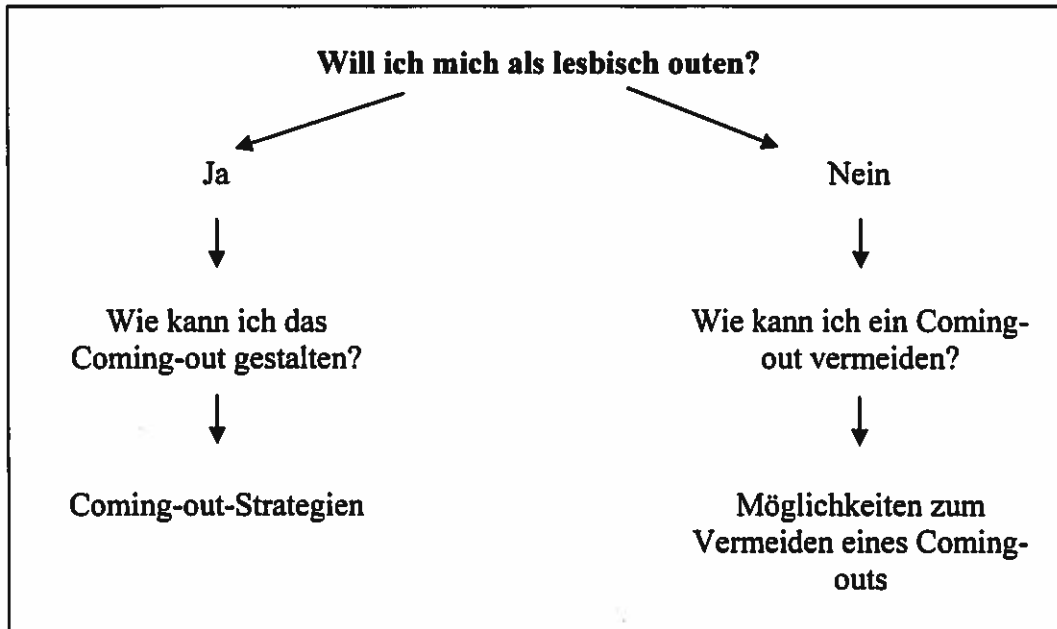


Abbildung 12: Entscheidungsmöglichkeiten zum Coming-out.

Für die Kategorie ÄÜBERES COMING-OUT habe ich zwei Eigenschaften gefunden, die mit ihren Dimensionen in Tabelle 3 dargestellt sind.

Tabelle 3: Eigenschaften und Dimensionen der Kategorie Coming-out.

Kategorie	Eigenschaften	Dimensionen	Erläuterung/Beispiel
ÄÜBERES COMING-OUT	Abruptheit/ Direktheit*	abrupt, direkt	Coming-out kommt für AdressatIn völlig unerwartet, „aus heiterem Himmel“
		schrittweise, indirekt*	Coming-out kommt für AdressatIn nicht völlig unerwartet, sind darauf vorbereitet
	Planungsgrad	stark geplant	einzelne Schritte, Ort und Zeit sind von lesbischer Frau (genau) geplant
		ungeplant	konkrete Coming-out-Situation ist von lesbischer Frau nicht geplant

Die Eigenschaft der ABRUPTHEIT/DIREKTHEIT bezieht sich darauf, inwiefern die AdressatInnen des Coming-outs darauf vorbereitet sind, dass sich eine Frau ihnen

gegenüber outet. Zwei Interviewausschnitte weisen auf ein schrittweises oder indirektes Vorgehen lesbischer Frauen beim Coming-out hin:

„ich sage es den leuten nicht mitten in=s gesicht, dass ich mit einer frau zusammenlebe“ (C: 45/46).

„ich kann das nicht gut so so frontal (); ich versuche es immer so ein bisschen hintenrum“ (A: 771/772).

Sich „nicht frontal“ zu outen ist ein Vorgehen, das u.a. in der Selbsthilfeliteratur für lesbische, schwule und bisexuelle Jugendliche häufig empfohlen wird. Dabei wird vor allem der Aspekt der Absicherung gegen eine negative Reaktion betont:

Deine Gefühle sind etwas Persönliches und müssen mit Achtung und Rücksicht behandelt werden. (...) Falls du dir nicht sicher bist, ob jemand homosexuellenfreundlich ist, solltest du das überprüfen, bevor du deine sexuelle Orientierung offenbarst. Du kannst das Thema ganz allgemein zur Sprache bringen, indem du eine Schlagzeile erwähnst oder eine Bemerkung über eine bekannte Persönlichkeit fallen läßt, die lesbisch oder schwul ist. Wenn die Reaktion positiv ist, hast du zumindest einen Anhaltspunkt dafür, daß der oder die Betreffende deinen Sorgen gegenüber aufgeschlossen sein könnte. Ist sie negativ, weißt du, daß du dir eine andere Vertrauensperson suchen mußt (Bass & Kaufman 1999, S. 39).

Für die AdressatInnen des Coming-outs kann dieses schrittweise Vorgehen eine Vorbereitung auf das tatsächliche Coming-out darstellen: Wenn eine Frau mit denjenigen, gegenüber denen sie sich outen möchte, schon einmal allgemein über Homosexualität gesprochen hat, sind diese dann vielleicht von ihrem Coming-out weniger überrascht.

Aus den oben zitierten Passagen habe ich die Dimension des schrittweisen/indirekten Vorgehens beim Coming-out abgeleitet. Gleichzeitig ist aus den verneinenden Formulierungen „nicht mitten in=s gesicht“ (C: 45/46) und „nicht gut so so frontal“ (A: 771) die entgegengesetzte Dimension ableitbar: das abrupte/direkte Coming-out.

Sowohl bei abruptem als auch bei indirektem Coming-out sind verschiedene Grade der Planung denkbar. Mit PLANUNGSGRAD ist gemeint, wie stark eine Frau das Coming-out vorbereitet. Es ist zum Beispiel vorstellbar, dass eine lesbische Frau den Ort und den Zeitpunkt für ein Coming-out bewusst auswählt (stark

geplant). Andererseits kann es Situationen geben, in denen eine lesbische Frau nicht darauf vorbereitet ist, sich zu outen oder nicht damit rechnet, nach ihrer sexuellen Orientierung gefragt zu werden (ungeplant).

6.3.1.1 Coming-out-Strategien

Bei zwei Frauen (Anna und Claudia) erscheint mir das Vorgehen beim äußeren Coming-out über verschiedene Kontexte hinweg (in unterschiedlichen Situationen und gegenüber verschiedenen Menschen) konstant:

„das ist so *mein weg*; ich versuch *immer* – ich kann es nicht, also ich kann das nicht gut so so frontal (); ich versuche es *immer* so ein bisschen hintenrum“ (A: 769-772; Hervorh. C.K.).

Dies führte mich zu der Annahme, dass es sich bei diesem Vorgehen jeweils um ein begründetes und strategisches Umgehen mit dem äußeren Coming-out handelt. Die Strategien, von denen Anna und Claudia erzählten, nenne ich EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE und GELEITETES ENTDECKEN.

6.3.2.1.1 Ehrlichkeit bei Fremdinitiative

Tabelle 4: Eigenschaft und Dimensionen der Subkategorie Ehrlichkeit bei Fremdinitiative.

Subkategorie	Eigenschaft	dimensionale Ausprägung	Erläuterung/Beispiel
EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE*	Planbarkeit	gering	die konkrete Coming-out-Situation ist von der lesbischen Frau nicht planbar, da sie die Initiative ihres Gegenübers erfordert

„und dann macht es bei den leuten wahrscheinlich mal klick, und die fragen mich dann einfach danach, sag mal lebst du mit einer frau zusammen? sage ich ja, das ist okay, und es ist nicht verheimlicht“ (C: 50-53).

Der Coming-out-Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE scheint der Grundsatz zugrunde zu liegen: „Wenn ich nach meiner sexuellen Orientierung gefragt werde, lüge ich nicht. Aber so lange ich nicht gefragt werde, sage ich

nichts“. Eine Frau, die diese Strategie anwendet, wartet also darauf, von anderen nach ihrer sexuellen Orientierung/ihrem Lesbischsein gefragt zu werden (FREMDINITIATIVE), und ist darauf vorbereitet, in einer solchen Situation wahrheitsgemäß zu antworten (EHRlichkeit). Damit ist diese Strategie meines Erachtens zwischen den beiden Polen eines *aktiven Versteckens* und eines *aktiven Outens* einzuordnen. *Aktives Verstecken* könnte beispielsweise bedeuten, dass eine lesbische Frau bei Nachfrage ihr Lesbischsein verneint, beim *aktiven Outen* würde sie selbst die Initiative ergreifen. Diese Einordnung legt nahe, dass hinter der Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE weder der Versuch steht, das Lesbischsein völlig zu verheimlichen, noch ein eigenes starkes Bedürfnis sich zu outen. Claudias Aussage „wer mich danach fragt, ja. wer mich nicht fragt, der hat pech“ (C: 657/658) spricht für diese Vermutung: ein nicht erfolgtes Coming-out scheint sie nicht als Belastung für sich selbst zu empfinden, sie sieht es als Nachteil für die anderen.

Eine Äußerung von Claudia, die mir widersprüchlich erschien, machte mich auf einen möglichen Grund für die Wahl der Coming-out-Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE aufmerksam:

„ich verstecke mich nicht mehr. und wer mich nicht fragt, ob nun erika meine lebenspartnerin ist oder nicht, ja der fragt eben nicht, und dann sage ich dem das auch nicht. das ist ja fuer mich in dem moment nicht heimlich“ (C: 704-709).

Claudia ist es offenbar wichtig zu betonen, dass sie mit dem Einsatz der Coming-out-Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE ihr Lesbischsein nicht versteckt. Für mein Empfinden verteidigt Claudia sich hier gegen den (von mir nicht geäußerten) Vorwurf, sie würde ihr Lesbischsein verstecken. Aus dieser Perspektive kann EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE auch als eine Strategie aufgefasst werden, mit einem wahrgenommenen Druck zum Coming-out umzugehen. Ein solcher Druck könnte für sie beispielsweise dann entstehen, wenn sie eine Partnerin hat, die mit dem eigenen Lesbischsein sehr offen umgeht und für ihre geringere Offenheit wenig Verständnis zeigt. Mit EHRlichkeit BEI

FREMDINITIATIVE wählt eine lesbische Frau einen Mittelweg zwischen völligem Verstecken und umfassendem Coming-out: ihr kann nicht vorgeworfen werden, sie würde ihr Lesbischsein verstecken, und trotzdem muss sie sich nicht gegenüber allen outen.

Eine Frage wird von der Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE allerdings aufgeworfen: Wie kommen andere Menschen dazu, eine Frau zu fragen, ob sie lesbisch ist? Gibt eine lesbische Frau ihren Mitmenschen Hinweise auf ihr Lesbischsein, um dann von ihnen gefragt zu werden? Dies ist das Vorgehen, das ich GELEITETES ENTDECKEN genannt habe.

6.3.1.1 Geleitetes Entdecken

Tabelle 5: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Geleitetes Entdecken.

Subkategorie	Eigenschaften	dimensionale Ausprägung	Erläuterung/Beispiel
Geleitetes Entdecken*	Abruptheit/Direktheit*	schrittweise, indirekt*	schrittweises Vorgehen lässt AdressatIn selbst auf das Lesbischsein einer Frau schließen
	Planungsgrad	stark geplant	einzelne Schritte zum Coming-out sind von lesbischer Frau geplant
Grund/ursächliche Bedingung: ANGST/SCHAU VOR NEGATIVEN REAKTIONEN*			

Das Vorgehen beim GELEITETEN ENTDECKEN beschreibt Anna folgendermaßen:

„ich versuche es deshalb sehr sensibel irgendwie vorsichtig den leuten ganz unverfaenglich klar zu machen, so dass sie es eigentlich selber schon wissen, und ich so einen vorlauf habe jetzt kann eigentlich nichts schlimmes mehr kommen; jetzt fehlt nur noch der begriff“ (A: 756-762).

Das GELEITETE ENTDECKEN ist demnach eine schrittweise/indirekte Strategie, die mit einem hohen Grad an Planung verbunden ist. Indem eine lesbische Frau ihrem

Gegenüber „sehr sensibel“, „vorsichtig“ und „unverfänglich“ ihr Lesbischsein vermittelt, kann sie bei jedem Schritt abschätzen, ob das Gegenüber eher positiv oder eher negativ auf das tatsächliche Coming-out reagieren wird.

Es ist denkbar, dass eine lesbische Frau bei Anzeichen für eine negative Reaktion ihr Coming-out gegenüber der betreffenden Person abbrechen würde. Als Grund für den Einsatz der Strategie des GELEITETEN ENTDECKENS nennt Anna die ANGST/SCHEU VOR NEGATIVEN REAKTIONEN:

„da hab ich scheu vor - negative reaktionen einfangen“ (A: 757/56).

Sie sagt, dass sie bei dem von ihr gewählten Vorgehen bisher „eigentlich keine schlechten“ (A: 775) Reaktionen auf ihr Coming-out erlebt hat. Später stellt sie eine explizite Verbindung her zwischen ihrer ANGST/SCHEU VOR NEGATIVEN REAKTIONEN und der Tatsache, dass sie bisher noch keine negativen Reaktionen auf ein Coming-out erlebt hat:

„ich habe wahrscheinlich noch keine negativen erfahrungen gemacht weil ich mich auch sehr scheue davor“ (A: 920-922).

Die Strategie GELEITETES ENTDECKEN kann unter diesem Gesichtspunkt als eine Strategie zur aktiven Vermeidung negativer Reaktionen auf das Coming-out bzw. das Lesbischsein verstanden werden.

Ein weiterer Aspekt des GELEITETEN ENTDECKENS wird deutlich, wenn man es im Hinblick auf die Kontrolle über den Coming-out-Prozess mit der Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE vergleicht. Eine Frau mit der Coming-out-Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE ist zwar prinzipiell darauf vorbereitet, auf eine Frage nach ihrem Lesbischsein wahrheitsgemäß zu antworten. In einer konkreten Situation kann sie jedoch von dieser Frage überrascht werden. Beim GELEITETEN ENTDECKEN dagegen kontrolliert weitestgehend die lesbische Frau selbst den gesamten Coming-out-Prozess: sie entscheidet, wem sie wann wie über sich und ihr Lesbischsein erzählt und kann ihr Vorgehen sehr gut planen. Der folgende Ausschnitt aus Annas Schilderung ihrer Coming-out-Strategie ist in dieser Hinsicht besonders interessant:

„der erste mitbewohner dann irgendwann ankam „sag mal bist du lesbisch“, und sich dann GANZ toll fand, weil er das selber rausgefunden hatte; ich aber irgendwie das gefuehl hatte dass ich an diesem herausfinden ziemlich stark <<lachend> beteiligt war>“ (A: 765-769).

Anna arrangiert also den Coming-out-Prozess so, dass ihr Gegenüber den Eindruck hat, selbst Annas Lesbischsein zu entdecken und sich deshalb „GANZ toll“ (A: 766) fühlt. Anna wiederum ist mit ihrer Strategie zufrieden, da sie die Kontrolle über den Coming-out-Prozess behält, ohne dass ihr Gegenüber etwas davon bemerkt. In manchen Aspekten erinnert die Strategie des GELEITETEN ENTDECKENS an einen sokratischen Dialog (das Gegenüber findet durch das geschickte Vorgehen einer Frau selbst heraus, dass diese lesbisch ist), in anderen an das ungleiche Verhältnis von Marionettenspielerin und Marionette (das Gegenüber erlebt sich als Akteur, während die lesbische Frau alle Fäden in der Hand hält).

Am Ende des Coming-out-Prozesses, wie Anna ihn schildert, steht die Frage des Gegenübers, ob sie lesbisch sei. Auf diese Weise lassen sich die Strategien GELEITETES ENTDECKEN und EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE miteinander verknüpfen. Mit Hilfe des GELEITETEN ENTDECKENS wird das Gegenüber schrittweise auf das Coming-out vorbereitet, und zwar so, dass es das Lesbischsein einer Frau scheinbar selbst entdeckt. Wenn das Gegenüber die lesbische Frau dann mit seiner Vermutung konfrontiert, antwortet sie wahrheitsgemäß, handelt also gemäß der Strategie EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE.

EHRlichkeit BEI FREMDINITIATIVE und GELEITETES ENTDECKEN haben gemeinsam, dass sie indirekte Strategien sind. Außerdem führen beide Strategien dazu, dass eine Frau von ihrem Gegenüber gefragt wird, ob sie lesbisch ist und diese Frage dann bejaht. Bei keiner der beiden Strategien kommt es zu einer Situation, in der eine Frau einer anderen Person gegenüber ihr Lesbischsein explizit formuliert.

6.3.1.2 Möglichkeiten zum Vermeiden eines Coming-outs

Neben den beiden Coming-out-Strategien ließen sich auch zwei Möglichkeiten zum Vermeiden eines Coming-outs aus den Daten ableiten. Da bei diesen Möglichkeiten im Gegensatz zu den Coming-out-Strategien nicht zu erkennen war, dass sie geplant und/oder systematisch eingesetzt werden, bezeichne ich sie nicht als Strategien. Die beiden Möglichkeiten zum Vermeiden eines Coming-outs nenne ich NICHT-DEMENTIEREN UNTERSTELLTER HETEROSEXUALITÄT und VORGEBEN EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT.

6.3.1.2.1 Nicht-Dementieren unterstellter Heterosexualität

Tabelle 6: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Nicht-Dementieren unterstellter Heterosexualität.

Subkategorie	Eigenschaft	dimensionale Ausprägung	Erläuterung/Beispiel
Nicht-Dementieren unterstellter Heterosexualität	Häufigkeit*	oft	unterstellte Heterosexualität wird oft nicht-dementiert
		selten	unterstellte Heterosexualität wird selten nicht-dementiert
	Leichtigkeit*	fällt leicht	das Nicht-Dementieren einer ihr unterstellten Heterosexualität fällt der lesbischen Frau leicht
		fällt schwer	das Nicht-Dementieren einer ihr unterstellten Heterosexualität fällt der lesbischen Frau schwer
Grund/ursächliche Bedingung: ANGST VOR UNGEWOLLTER NÄHE*, ANGST/SCHAU VOR NEGATIVEN REAKTIONEN*			

„und die mutter hatte mir dann einen typen genannt also einen freund von diesem maedel; das waer ja einer fuer mich, und da habe ich nichts gesagt;“ (A: 857-860).

„obwohl es mir auf der zunge lag zu sagen „freundin“ oder „ich hab schon; danke.“ irgendwie – es waere mir auch eigentlich

nicht schwer gefallen, und so reaktion also ich hab nichts boeses erwartet; aber ich hab das wieder mal irgendwie - ich fuehl mich nicht gut dabei, es ist irgendwie mir sehr unangenehm“ (A: 866-873).

Anna berichtet hier von einer Situation, in der ihre Interaktionspartnerin offensichtlich davon ausging, sie wäre heterosexuell. In dieser konkreten Situation hat Anna die Interaktionspartnerin nicht über ihren Irrtum aufgeklärt und die ihr unterstellte heterosexuelle Identität nicht dementiert. Dieses Vorgehen kann als eine Möglichkeit betrachtet werden, ein Coming-out zu vermeiden. Das Dementieren einer heterosexuellen Identität könnte einem Coming-out gleichkommen, wenn von Nicht-Heterosexualität auf Homo- oder Bisexualität geschlossen würde.

Welche Gründe kann es für eine lesbische Frau geben, eine ihr unterstellte heterosexuelle Identität nicht zu dementieren? Obwohl es Anna „eigentlich nicht schwer gefallen“ (A: 869/870) wäre, ihre Interaktionspartnerin darauf hinzuweisen, dass sie lesbisch ist, und sie sich „nicht gut dabei“ (A: 870) fühlte, hat sie die Unterstellung nicht dementiert. Als Grund dafür nennt sie ihre Befürchtung, nach dem Coming-out „intim betrachtet“ (A: 879) zu werden:

„immer angst, oder irgendwie auch so ein klischee dass es, dass die leute (.) dann (.) wissen - also ueber heterobeziehungen wird ueberhaupt nicht gesprochen, und und ploetzlich wird man so sexualisiert. also ich fuehle mich dann (--) so intim betrachtet irgendwie; bei nem freund ist alles klar, aber ne freundin ploetzlich SCHAUen die einen durch so ein BRENNglas irgendwie, und das will ich ja auch nicht;“ (A: 874-882).

Was Anna hier anspricht, erinnert an die Feststellung Laura Markowes (2002, S. 70), dass nach einem Coming-out die lesbische Identität für das Gegenüber zum bestimmenden Identitätsaspekt werden kann, hinter den alle anderen Aspekte zurücktreten. Anna geht es außerdem explizit um den sexuellen Aspekt einer lesbischen Identität, sie fühlt sich „sexualisiert“ (A: 878).

Annas Befürchtungen lassen sich als ANGST VOR UNGEWOLLTER NÄHE bezeichnen. Diese Angst könnte Teil des Dilemmas zwischen der Unsichtbarkeit des Lesbischseins, der Unterstellung von Heterosexualität und dem Nicht-Outen-Wollen sein, das ich in Kapitel 2.2.1 angedeutet habe. Eine lesbische Frau ist als solche nicht erkennbar, von ihr wird angenommen, dass sie heterosexuell sei. Ihre InteraktionspartnerInnen drücken diese Annahme in ihrem Verhalten gegenüber der unsichtbar lesbischen Frau aus. Die lesbische Frau möchte gern als lesbisch wahrgenommen, aber nicht auf ihr Lesbischsein reduziert werden. Aus ANGST/SCHEU VOR NEGATIVEN REAKTIONEN und/oder aus ANGST VOR UNGEWOLLTER NÄHE vermeidet sie ein Coming-out.

6.3.1.2.2 Vorgeben einer heterosexuellen Identität

Tabelle 7: Eigenschaften und Dimensionen der Subkategorie Vorgeben einer heterosexuellen Identität.

Subkategorie	Eigenschaften	dimensionale Ausprägung	Erläuterung/Beispiel
VORGEBEN EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT	Freiwilligkeit*	freiwillig	eine lesbische Frau gibt von sich aus vor, heterosexuell zu sein
		unfreiwillig*	eine lesbische Frau sagt unfreiwillig, dass sie heterosexuell sei
		gezwungen	eine lesbische Frau sieht sich gezwungen, zu behaupten, dass sie heterosexuell sei
	Häufigkeit*	häufig	eine lesbische Frau gibt häufig vor, heterosexuell zu sein
		selten*	eine lesbische Frau gibt selten vor, heterosexuell zu sein
	Leichtigkeit*	fällt leicht	zu sagen, dass sie heterosexuell sei, fällt einer lesbischen Frau leicht
		fällt schwer*	zu sagen, dass sie heterosexuell sei, fällt einer lesbischen Frau schwer
	Art und Weise*	reaktiv*	eine lesbische Frau reagiert mit dem Vorgeben einer heterosexuellen Identität auf eine Situation
		aktiv	eine lesbische Frau nutzt aktiv die Möglichkeit, eine heterosexuelle Identität vorzugeben
	Gründe/ ursächliche Bedingungen WUNSCH NACH ANERKENNUNG*, WUNSCH NACH NORMALITÄT BZW. UNAUFFÄLLIGKEIT*, ANGST/SCHAU VOR NEGATIVEN REAKTIONEN*		

„ich glaube einmal einmal habe ich wirklich gelogen; da bin ich in der schule gefragt worden ob ich schon mal einen freund hatte, das war so eine lustige gruppe diese gruppe in der ich auch so viele fans hatte und so, da habe ich ja gesagt. das ist mir total schwer gefallen, die haben mich so lange genervt, das waren auch so ne juengeren die mich so toll fanden – (I: hm) bis ich dann ja gesagt habe, ich aergere mich heute noch da drueber“ (A: 606-616).

Hier erzählt Anna von einer Situation, in der sie gegenüber gleichaltrigen und jüngeren MitschülerInnen gesagt hat, sie hätte schon einmal einen Freund gehabt, obwohl dies nicht der Wahrheit entsprach. Dieses Verhalten nenne ich VORGEBEN EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT. Welche Bedingungen können dazu beigetragen haben, dass Anna diese Möglichkeit des Vermeidens eines äußeren Coming-outs gewählt hat? Einen Grund für ihr Verhalten nennt Anna gleich im Anschluss an die Schilderung dieser Situation: „ich wollte das thema nicht diskutieren damals“ (A: 617/618). Anna wollte also zum damaligen Zeitpunkt nicht, dass ihre sexuelle Orientierung zum Gegenstand einer Diskussion zwischen ihr und ihren MitschülerInnen wird. Es ging ihr scheinbar weniger um ein Wissen bzw. Nichtwissen der anderen von ihrem Lesbischsein als um die Vermeidung einer Auseinandersetzung über ihr Lesbischsein.

Ein weiterer wichtiger Anhaltspunkt sind die Personen, die Anna gefragt haben, ob sie schon einmal einen Freund gehabt hätte: es waren gleichaltrige und jüngere MitschülerInnen, bei denen Anna sehr beliebt war. Ihre Beliebtheit wollte Anna sicher nicht einbüßen, ihr Verhalten könnte demnach in einem WUNSCH NACH ANERKENNUNG begründet sein. Auch ein Wunsch nach NORMALITÄT BZW. UNAUFFÄLLIGKEIT könnte sie dazu bewogen haben, sich in dieser Situation nicht zu outen, ein Wunsch nach umfassender Zugehörigkeit zu dieser Gruppe. Durch das VORGEBEN EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT kann die scheinbare Zugehörigkeit in Bezug auf die sexuelle Identität aufrechterhalten werden.

Das VORGEBEN EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT wurde von Anna reaktiv eingesetzt (ART UND WEISE). Sie erinnert sich nur an diese eine Situation, in der

sie ein Coming-out derart vermieden hat (HÄUFIGKEIT). Außerdem tat sie es unfreiwillig (FREIWILLIGKEIT) und es fiel ihr schwer, dem Drängen ihrer MitschülerInnen nachzugeben (LEICHTIGKEIT).

Es ist durchaus vorstellbar, das VORGEBEN EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT von anderen lesbischen Frauen aktiv, häufig und freiwillig eingesetzt wird.

Obwohl die Situation, in der Anna die Möglichkeit des VORGEBENS EINER HETEROSEXUELLEN IDENTITÄT genutzt hat, schon lange zurück liegt, ärgert sie sich heute noch über ihr Verhalten, das sie als eine Lüge auffasst. Dies zeigt meines Erachtens, dass die scheinbar alltägliche und harmlose Frage nach einem Freund für eine lesbische Frau von sehr großer Bedeutung sein kann. Die wahrheitsgemäße Beantwortung dieser Frage kann als Dementieren einer heterosexuellen Identität aufgefasst werden und könnte wiederum potenziell auf die homo- oder bisexuelle Identität einer Frau schließen lassen.

Besonders interessant ist meines Erachtens die Situation, die Anna sich anstatt der Frage nach einem Freund gewünscht hätte:

„lieber waere es mir glaube ich gewesen wenn sie irgendwie andersrum – wenn sie mich gefragt haetten <<lachend> ob ich lesbisch bin> (I: hm) oder - dann haette ich dann wenigstens ehrlich antworten koennen“ (A: 620-626).

Auch hier zieht Anna es vor – wie bei ihrem Einsatz der Strategie des GELEITETEN ENTDECKENS – von ihrem Gegenüber direkt nach ihrem Lesbischsein gefragt zu werden. Sie begründet dies damit, dass sie auf die Frage, ob sie lesbisch sei, ehrlich antworten könne, während sie sich bei der Frage nach einem Freund gezwungen sah, zu lügen. Wie lässt sich diese Aussage verstehen? Warum hätte sie nicht auch auf die Frage nach einem Freund ehrlich antworten können? Die Beantwortung dieser Fragen wird erleichtert, wenn man hierzu Annas Begründung für ihr Verhalten [„ich wollte das thema nicht diskutieren damals“ (A: 617/618)] heranzieht. Am liebsten wäre es ihr gewesen, von ihren MitschülerInnen *keine* Fragen zu ihrer sexuellen Identität gestellt zu bekommen. Wenn sich ein Gespräch über ihre sexuelle Orientierung jedoch nicht vermeiden

ließe, würde sie es bevorzugen, direkt nach ihrem Lesbischsein gefragt zu werden. Ich vermute hinter diesem Wunsch nach einer direkten Frage die Überlegung, dass sich darin eine positivere Haltung gegenüber lesbischen Frauen ausdrückt als in der Frage nach einem Freund. Wer eine Frau fragt, ob sie lesbisch sei, zieht diese Möglichkeit zumindest in Betracht. Dagegen könnte mit der Frage nach einem Freund die Unterstellung einer heterosexuellen Identität und damit eine Ausblendung der Möglichkeit einer lesbischen Identität verbunden sein.

Einer jungen lesbischen Frau wie Anna, die am liebsten gar nicht über ihre sexuelle Orientierung reden würde, fällt es vermutlich leichter, ihr Lesbischsein zu offenbaren, wenn sie einen Anhaltspunkt für eine mögliche positive Reaktion ihres Gegenübers hat. Damit wäre auch hier eine der Ursachen für das Vermeiden eines äußeren Coming-outs die ANGST/SCHU vor NEGATIVEN REAKTIONEN.

6.3.1.3 Coming-out gegenüber den Eltern

Das Coming-out gegenüber den Eltern war ein wichtiges Thema im Interview mit Beate. Auch hier wurde deutlich, dass die ANGST vor NEGATIVEN REAKTIONEN bei der Gestaltung des Coming-outs eine große Rolle spielt. Wie schon erwähnt, hat Beate das Coming-out gegenüber ihrem Vater aufgrund der Erwartung einer abwertenden Beurteilung vermieden. Ob ihr Vater tatsächlich so abwertend reagiert hätte, wie sie es befürchtet hat, weiß Beate nicht. Ihre diesbezüglichen Befürchtungen gründeten sich auf Vermutungen darüber, wie ihr Vater reagieren würde (B: 742).

Die ANGST vor NEGATIVEN REAKTIONEN führte bei ihr auch zu einer starken „spannung“ (B: 618) und einem „hin und her der gefuehle“ (B: 623/624) vor dem Coming-out. Ihre Befürchtungen und Zweifel waren so stark, dass sie sich erst zehn Jahre nach ihrem inneren Coming-out gegenüber ihrer Mutter outete.

Nach dem Coming-out gegenüber ihrer Mutter war Beate sehr erleichtert, in der Coming-out-Situation selbst erlebte sie ambivalente Gefühle:

„also ich habe bitterlich geweint, damals. das weiss ich noch. also das war ja schlimm, und eigentlich kam da so alles zusammen. es war schlimm fuer mich, dass ich es gesagt habe; ich war froh darueber DASS ich=s gesagt habe, dass es nun

endlich raus ist, weil man lebt ja doch unter spannung“ (B: 554-560).

Die Reaktion ihrer Mutter auf das Coming-out gibt Beate folgendermaßen wieder:

„na es ist ja in ordnung, aber vielleicht wird es ja wieder“ (B: 538/539).

Sie sagt, dass sie andere lesbische Frauen kennt, bei denen die Eltern ähnlich reagiert hätten. Eine akzeptierende Haltung empfindet sie als normal, „wenn eine mutter ihr kind liebt“ (B: 533). Allerdings denkt sie, dass ihre Eltern ihr Lesbischsein auch heute noch nicht verstehen. Nachdem sie sich von ihrer letzten Partnerin getrennt und gesagt hatte „ich denke schon, dass ich auch mal wieder eine frau finde“ (B: 543/544), meinte ihr Vater beispielsweise, „es könnte ja auch mal ein mann sein“ (B: 545).

Gewünscht hätte sich Beate, besonders von ihrem Vater, eine nicht-wertende Reaktion auf ihr Coming-out:

„dass er einfach gesagt haette, gut okay das ist deine sache, ich habe eine andere meinung darueber und aber mach dein leben maedel, du musst wissen was du willst und bist dafuer verantwortlich und das ist okay“ (B: 785-788).

Für die Art und Weise, wie lesbische Frauen ihr Coming-out gegenüber ihren Eltern gestalten, ist auch die allgemeine Beziehung zwischen ihnen und ihren Eltern wichtig. Beates Beziehung zu ihren Eltern ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich „sehr sehr spaet getrennt“ (B: 80) hat und erst in letzter Zeit lernt, sich „mehr und mehr abzugrenzen“ (B: 87/88).

6.3.1.4 Vermeiden negativer Reaktionen

Die ANGST VOR NEGATIVEN REAKTIONEN und der Versuch, negative Reaktionen auf ein Coming-out zu vermeiden, liegen sowohl den identifizierten Coming-out-Strategien als auch den Möglichkeiten zum Vermeiden eines Coming-outs zugrunde.

Lesbische Frauen wählen für ihr äußeres Coming-out Strategien, von denen sie sich erhoffen, dass sie weniger negative Reaktionen bei ihrem Gegenüber hervorrufen. Dafür scheinen sie indirekte Strategien für besonders geeignet zu halten. Abrupte oder direkte Coming-out-Strategien stehen im Verdacht, negative Reaktionen zu provozieren oder wahrscheinlicher zu machen und werden daher gemieden.

Im Vorfeld des Coming-outs denken lesbische Frauen über mögliche Reaktionen ihres Gegenübers nach und gestalten die konkrete Coming-out-Situation dann so, dass sich aus ihrer Sicht die Möglichkeit einer negativen Reaktion verringert. Die Absicherung eines ausreichenden zeitlichen Rahmens für ein Coming-out-Gespräch ist eine solche Gestaltungsmöglichkeit. Anna sagt, sie würde sich nur dann gegenüber jemandem outen, wenn damit „ein laengeres gespraech“ (A: 844/845) verbunden ist und das Coming-out „nicht so zwischen tuer und angel“ (A: 845/846) stattfindet.

Was genau eine lesbische Frau unter einer negativen Reaktion auf ein äußeres Coming-out versteht, ist individuell verschieden und auch kontextabhängig. Neben extrem ablehnenden Haltungen gegenüber Homosexualität und beispielsweise elterlichen Verboten, sich mit der Freundin zu treffen, kann auch gut gemeinter Trost („Das ist nur eine Phase, mach dir keine Sorgen.“) als negative Reaktion aufgefasst werden.

Eine Form des VERMEIDENS NEGATIVER REAKTIONEN kann auch darin gesehen werden, dass lesbische Frauen sich teilweise von anderen gegenüber bestimmten Menschen outen lassen. Damit können sie zwar eine negative Reaktion nicht verhindern, sie werden jedoch nicht unmittelbar damit konfrontiert. Beate erzählt, sie habe sich gegenüber ihrer Mutter geoutet, als ihr Vater für längere Zeit nicht zuhause war:

„damals war mein vater nicht da, ich weiss nicht ob der zur kur war oder sonst irgendwas. ich weiss nur, dass ich=s ihm nicht sagen musste“ (B: 528-530).

Sie habe sich auch später mit ihrem Vater „nie darueber unterhalten“ (B: 741), ihre Mutter hätte es ihm erzählt. Als Begründung dafür, dass sie mit ihrem Vater nicht über ihr Lesbischsein gesprochen hat, sagt Beate:

„ich denke ich habe eine abwertende beurteilung seinerseits erwartet, und das wollte ich nicht“ (B: 746-748).

6.3.1.5 Unbekanntheit lesbisch-schwuler Symbole

Durch das Tragen lesbisch-schwuler Symbole, beispielsweise der Regenbogenflagge, kann eine Frau ihr Lesbischsein kommunizieren. Allerdings werden diese Symbole außerhalb der schwul-lesbischen Subkultur nicht immer erkannt. Eine lesbische Frau kann also nicht davon ausgehen, dass ihr Gegenüber ein solches Symbol erkennt und in der beabsichtigten Weise interpretiert. Eine derartige Erfahrung hat Anna gemacht:

„ich dachte natuerlich wieder die haette das laengst - ich habe auch einen regenbogen am auto, und die faehrt staendig mit meinem auto, die wusste es anscheinend nicht“ (A: 861-864).

Die Möglichkeit, sich durch das Tragen eines lesbisch-schwulen Symbols gewissermaßen en passant zu outen, wird durch die Unbekanntheit dieser Symbole erschwert.

6.3.2 Inneres Coming-out

Das innere Coming-out spielte besonders im Interview mit Claudia eine Rolle. Das dominierende Gefühl war für sie das der VERUNSICHERUNG. Sie beschreibt diese Zeit als „bescheiden schoen“ (C: 417) und sagt „ich wusste echt nicht, was mit mir los war (C: 537/538). Anders als die anderen Mädchen, interessierte sie sich nicht für Jungen und hat sich darüber „immer gewundert“ (C: 422). Als sie sich in eine Mitschülerin verliebte, wusste sie nicht, „dass es eigentlich verliebt sein ist“ (C: 424/425). Dies wurde ihr erst klar, als sie im Radio zufällig eine Sendung über Homosexualität hörte (C: 425-429). Die ersten Informationen über Homosexualität, die Claudia erhielt, waren demnach durch Medien vermittelt. Im Zusammenhang mit ihrer VERUNSICHERUNG beschreibt Claudia auch ein ZURÜCKZIEHEN UND ABKAPSELN von Gleichaltrigen:

„hatten sie da immer gesagt nun komm doch mal mit; und ich weiss gar nicht was die da alles gemacht haben. sich unterhalten oder mit dem moped rumgefahren, oder keine ahnung. habe ich nie gemacht“ (C: 530-533).

Die Zeit des inneren Coming-outs war für Claudia also verbunden mit VERUNSICHERUNG, MEDIENVERMITTELTEN INFORMATIONEN und einem ZURÜCKZIEHEN UND ABKAPSELN von anderen Jugendlichen.

6.3.3 Anderssein

Die interviewten Frauen fühlten sich als Kinder „anders als die anderen“. Es wurden drei „Varianten“ des Andersseins genannt:

- a) einfach überhaupt „anders“ zu sein, ohne genau zu wissen, worin dieses Anderssein besteht (A: 627/628; C: 526/527),
- b) anders als die anderen Mädchen zu sein, aufgrund „mangelnden“ Interesses an Jungen (D: 349-351),
- c) anders als die Jungen zu sein, weil die Möglichkeit nicht zu bestehen scheint, sich als Mädchen an ein anderes Mädchen „heranzumachen“ (D: 339-344).

ANDERSSEIN kann also als ein eher vages Gefühl erfahren werden, sich durch *irgendetwas* von *allen* zu unterscheiden. Es kann allerdings auch konkretere Formen annehmen, in Hinblick auf den Bezugspunkt des Andersseins (anders als andere Mädchen, anders als Jungen) und den Inhalt des Andersseins (sich nicht für Jungen interessieren, nicht an Mädchen interessiert sein dürfen). Da sich diese Formen des Andersseins vor allem auf Gleichaltrige beziehen, könnten sie auch als NICHTZUGEHÖRIGKEIT ZUR PEERGROUP verstanden werden.

Eine Unterform der NICHTZUGEHÖRIGKEIT ZUR PEERGROUP ist die VERSCHIEDENHEIT VON ANDEREN MÄDCHEN.

Bei der VERSCHIEDENHEIT VON ANDEREN MÄDCHEN kann zwischen einer *praktischen* und einer *theoretischen* Verschiedenheit differenziert werden.

Die *praktische* Verschiedenheit äußert sich bei Doreen darin, dass sie nicht an einem Freund bzw. generell nicht an Jungen interessiert war (D: 349-351). Sie beobachtet „das ganze getue mit den jungs“ (D: 349) „aus der distanz“ (D: 350). Die *praktische* Verschiedenheit könnte sich dann auch darauf auswirken, wie ein Mädchen von anderen wahrgenommen wird, wenn es sich beispielsweise an Gesprächen über Beziehungen zu Jungen nicht beteiligt.

Als *theoretische* Verschiedenheit bezeichne ich das Hinterfragen von Beziehungsnormen, von dem Doreen erzählt (D: 392-403). Schon als Kind stellte sie demnach Heterosexualität, Ehe und Paarbeziehungen überhaupt in Frage und suchte nach alternativen Beziehungsmöglichkeiten. Dadurch unterscheidet sie sich von anderen Mädchen, die diese Beziehungsnormen für sich fraglos übernehmen.

6.3.4 Diskriminierung

Doreen war die einzige Interviewpartnerin, die von Diskriminierungserfahrungen erzählte. Sie erlebte diskriminierende Äußerungen von der Seite ihrer Vorgesetzten:

„irgendwann hat sie sich mal maechtig darueber aufgeregt, dass wir schwullesbische aufklaerung im programm haben“ (D: 527-529).

Ihre Vorgesetzte war der Meinung, für derartige Projekte solle kein Geld ausgegeben werden, da dadurch „die jungen leute so verdorben werden“ (D: 620/621). Als Doreen das Projekt verteidigte, wurden die Äußerungen ihrer Vorgesetzten zunehmend persönlicher und beleidigender. Sie gipfelten in ihrer Feststellung: „ihr seid ja alle krank“ (D: 631). Gegen die „vorurteile der letzten fuenfzig jahre“ (D: 622/623), mit denen ihre Vorgesetzte argumentierte, versuchte Doreen „ziemlich akademisch“ (D: 625) vorzugehen. Die Diskussion wurde daraufhin von ihrer Vorgesetzten abgebrochen.

Wichtig an dieser Diskriminierungssituation ist das Verhältnis von Angestellter und Vorgesetzter. Doreen befand sich hier in einem Abhängigkeitsverhältnis, was vermutlich auch ihr Vorgehen beeinflusste.

Ihre Strategie der AKADEMISCHEN GEGENARGUMENTATION war in diesem Fall nicht erfolgreich, um diskriminierenden Äußerungen entgegenzutreten.

6.3.5 Situationsangepasstes Verhalten

Lesbische Frauen passen ihr Verhalten in der Öffentlichkeit ihrer Einschätzung der jeweiligen Situation im Hinblick auf mögliche negative Reaktionen auf „offen lesbisches Verhalten“ (Küssen, Hand-in-Hand-Gehen, Umarmen etc.) an. Sie entscheiden je nach Kontext, wie deutlich sie ihre Gefühle füreinander ausdrücken. Die Einschätzung der Situation scheint auf zwei Wegen vorgenommen zu werden. Einerseits werden feste Regeln dafür gefunden, welches Verhalten in der Gegenwart bestimmter Personen oder an konkreten Orten „erlaubt“ ist und welches nicht. Andererseits kann in einer konkreten Situation flexibel mit den jeweils gültigen Regeln umgegangen werden, d.h. die Entscheidung über angebrachtes Verhalten kann auch von Moment zu Moment getroffen und verändert werden. Das zugrunde liegende Prinzip scheint auch hier das VERMEIDEN NEGATIVER REAKTIONEN zu sein.

Über verschiedene Formen der Anpassung des Verhaltens lesbischer Frauen an die jeweilige Situation gibt Claudia Auskunft. Eine wesentliche Unterscheidung ist für sie die Unterscheidung zwischen dem ländlichen Raum und einer Großstadt:

„in einer grossstadt kann man sich auch, ist meine meinung, auch offener geben“ (C: 378/379).

„im laendlichen gebiet muss und sollte es nicht unbedingt sein“ (C: 367/368).

Die Möglichkeit, in einer Großstadt eine lesbische Beziehung offener zu leben, ist für sie aber kein hinreichend großer Anreiz, um das Leben auf dem Land aufzugeben. Obwohl NachbarInnen und KundInnen von ihrer Beziehung mit Erika wissen, sagt Claudia:

„ich weiss nicht wie die leute reagieren wuerden, wenn sie mal sehen, wenn wir da jetzt hand in hand gehen, oder uns da mal kuessen“ (C: 370-372).

In dieser Äußerung drückt sich meines Erachtens eine Unterscheidung zwischen Informations- und Verhaltensmanagement aus. In Bezug auf die Information, dass sie mit Erika in einer lesbischen Beziehung lebt, ist Claudia auch in ihrem ländlichen Umfeld sehr offen. Eine direkte Konfrontation ihrer Mitmenschen mit „lesbischem Verhalten“ vermeidet sie aber, weil sie deren Reaktionen nicht abschätzen kann.

Im Gegensatz zu ihrer Partnerin wünscht sich Claudia grundsätzlich mehr Offenheit:

„ich wuerde viel offener sein wollen, aber erika will ja nicht“ (C: 360/361).

„mal die hand halten oder sich einfach einen kuss geben, ja ich wuerde das schon viel oeffter, aber was nicht ist ist nicht“ (C: 364-366).

Claudia nimmt in ihrem Verhalten Rücksicht auf den Wunsch ihrer Partnerin, das Lesbischsein in der Öffentlichkeit eher zu verbergen. Für die Offenheit des Paares scheint das jeweils geringere Offenheitsbedürfnis einer der beiden die Partnerinnen ausschlaggebend zu sein.

6.3.6 (Un-)Sichtbarkeit des Lesbischseins

Die Analyse der Interviewpassagen zur (Un-)Sichtbarkeit des Lesbischseins brachte folgende erste Ergebnisse:

ERKENNEN UND ERKANNTWERDEN

- das Gefühl, in einem offen lesbischen Umfeld eher als lesbisch erkannt zu werden (A: 39-41)
- Freude darüber, andere lesbischen Frauen zu erkennen (A: 60/61)

- von anderen lesbischen Frauen nicht als lesbisch erkannt werden (A: 300-309)
- gegenseitiges Erkennen lesbischer Frauen ist ein „intimer Moment“ (A: 325-327)

ANGST VOR VORURTEILEN

- Angst vor Festgelegt-Werden und Vorurteilen aufgrund eines Äußeren, das den Klischees über das Aussehen lesbischer Frauen entspricht (A: 47-49)

PRINZIPIELLE UNSICHTBARKEIT DES LESBISCHSEINS

- Lesbischsein ist nicht sichtbar (A: 35, 53/54, 58-60)
- Klischees über das Aussehen lesbischer Frauen sind untauglich (A: 54-56)
- von heterosexuellen Männern nicht gesehen werden (A: 409-411)
- lesbische Frauen, die in ihrem Aussehen nicht den Klischees entsprechen, werden nicht erkannt; besonders: lange Haare (C: 323/324)

SPEZIELLE SICHTBARKEIT DES LESBISCHSEINS

- Frauen, die in ihrem Äußeren den Klischees entsprechen, werden erkannt; besonders: kurze Haare (A: 275-277)
- lesbisch-schwule Symbole können Erkennen/Erkanntwerden unterstützen (A: 341-350)
- feminines Äußeres, das heterosexuellen Idealen entspricht, versteckt Lesbischsein (A: 385-388)
- nicht-ideales Aussehen fällt auf (D: 244-246, A: 397-399)

6.4 Zusammenfassung der Interviewteile zum Konzept der Fremdheitserfahrung

Anna stellt sofort einen Zusammenhang zwischen meiner Schilderung des Fremdheitskonzeptes und ihren Erfahrungen als lesbische Frau her. Sie sagt „zusammengefasst (---) fühle ich mich zuhause in der lesbischen welt und fremd in der hetero welt“ (A: 1000-1002). Besonders die Annahme, dass lesbische Frauen *soziale* Fremdheitserfahrungen machen, stößt auf ihre Zustimmung. Im normalen Alltag habe sie „so ein dickes fell“ (A: 1003/1004) und würde ihre Fremdheit kaum spüren. Allerdings sei es „so ein eklatanter unterschied wenn man unter lesben ist. dass man in dem moment erkennt, HIER bin ich zu hause“

(A: 1006-1008). Dieser Unterschied macht für sie die Fremdheit erfahrbar. Wenn sie mit lesbischen Frauen zusammen ist, hat Anna das Gefühl „hier kann ich sein wie ich bin“ (A: 1028). Auf die ursprüngliche heterosexuelle Sozialisation lesbischer Frauen und schwuler Männer weist Anna hin, indem sie sagt: „wir sind alle hetero erzogen“ (A: 1073). Deshalb könne sie auch „WUNderbar durch hetero augen sehen“ (A: 1073/1074). Insgesamt schätzt sie meinen theoretischen Ansatz als sehr interessant ein.

Beate empfindet das Wort fremd als nicht treffend für ihre Erfahrungen als lesbische Frau: „ich kann es nicht als fremd benennen“ (B: 1098). Die Frage, ob lesbische Frauen in Bezug auf heterosexuelle Menschen fremd sind, ist für sie „schwer zu beantworten“ (B: 1115). Sie ist der Meinung, dass vielleicht „der stil zu leben“ (B: 1115/1116) ein fremder sei, „aber doch die menschen nicht“ (B: 1116/1117). Beate sagt „ich mache mein leben nicht daran fest, lesbisch zu sein“ (B: 1128/1129) und sieht dies als Grund dafür an, dass sie ihre Erfahrungen nicht als Fremdheitserfahrungen bezeichnen würde. Die Beantwortung der Frage, inwiefern homosexuelle und heterosexuelle Menschen einander fremd sein können, „haengt irgendwo an der definition fremd“ (B: 1167/1168). Nach ihrem Verständnis ist das Wort fremd zu hart, um ihre Erfahrungen als lesbische Frau in Bezug auf heterosexuelle Menschen zu beschreiben: „es gibt situationen in denen ich mich nicht sehr WOHL fuehle, wuerde ich aber nicht als fremd bezeichnen. fremd ist so (---) das ist so abgegrenzt, so so da gibt es keine moeglichkeit mehr“ (B: 1177/1180). Insgesamt stimmt Beate nur sehr eingeschränkt mit meiner Auffassung von Erfahrungen lesbischer Frauen als Fremdheitserfahrungen überein.

Claudia kann vor allem das Konzept der biographischen Fremdheitserfahrungen auf ihre Erfahrungen während des inneren Coming-outs übertragen. Sie habe damals „auf alle faelle“ (C: 807) an sich etwas erlebt, was sie nicht kannte und was ihr fremd war. Auch „in der welt“ (C: 761) habe sie sich fremd gefühlt und gedacht „du bist hier im falschen film. also du gehoerst hier gar nicht hin“ (C: 775-777). Heute dagegen fühle sie sich „auch gegenueber den anderen“ (C: 819)

nicht fremd. Allgemein geht sie „ganz stark davon aus“ (C: 800/801), dass Fremdheitserfahrungen für lesbische Frauen „in der anfangsphase bestimmt“ (C: 800) eine Rolle spielen, später jedoch nicht mehr.

Doreen meint zu meiner Erläuterung des Fremdheitskonzeptes „das trifft alles zu“ (D: 758/759). Sie habe sich einmal in einer Selbsthilfegruppe „ganz fremd gefuehlt“ (D: 759), in der von den heterosexuellen Frauen nicht wahrgenommen wurde, dass sie beispielsweise von ihrer Partnerin und nicht von einem Partner erzählt hat. Doreen findet, der Unterschied zwischen heterosexuellen und homosexuellen Menschen sei „genau so ein kultureller unterschied wie zwischen nationen und so weiter. fast noch mehr sogar“ (D: 785/786). Dieser Unterschied ist für sie zum Beispiel auch dann spürbar, „wenn lesben in der mehrheit sind“ (D: 841) und dann „eine hetera kommt, die ueber ihre scheidung redet“ (D: 843/844). Ob Menschen sich untereinander verstehen, hängt für sie allerdings nicht ausschließlich von der sexuellen Orientierung ab, sondern eher vom „grad der emanzipation“ (D: 849). Außerdem gebe es auch heterosexuelle Menschen, die bereit dazu sind, sich mit homosexuellen Menschen auseinanderzusetzen, „naemlich die, die auch anders leben“ (D: 862/863). Deswegen hat Doreen auch die Hoffnung, dass sich die Unterschiede und Probleme zwischen heterosexuellen und homosexuellen Menschen „schon irgendwann mal aufloesen“ (D: 866). Insgesamt empfindet Doreen meine theoretischen Ansatzpunkte als zutreffend, bezieht sich allerdings nur auf soziale Fremdheitserfahrungen.

Teil C – Diskussion

7 Gegenüberstellung von theoretischen Überlegungen und empirischen Ergebnissen

Als Ausgangspunkt für die Gegenüberstellung von theoretischen Überlegungen und empirischen Ergebnissen wähle ich die Meinungen der Interviewpartnerinnen zu meinem theoretischen Ansatz. Die Anwendung des Konzeptes der Fremdheitserfahrungen auf die Erfahrungen lesbischer Frauen wird von keiner Interviewpartnerin kategorisch abgelehnt. Der Grad ihrer Zustimmung ist allerdings sehr unterschiedlich. Beate würde nur die Lebensstile homosexueller und heterosexueller Menschen als einander fremd betrachten. Claudia empfindet nur das Konzept der biographischen Fremdheitserfahrungen als zutreffend, während Doreen ausschließlich von sozialen Fremdheitserfahrungen berichtet. Die vollste Zustimmung kommt von Anna, die aber ebenfalls vor allem soziale Fremdheitserfahrungen beschreibt. Ausgehend von diesem Meinungsbild lassen sich meines Erachtens Zusammenhänge zwischen den theoretischen Überlegungen und den vorläufigen empirischen Ergebnissen diskutieren.

In den unterschiedlichen Meinungen der Interviewpartnerinnen spiegeln sich ihre verschiedenen Erfahrungen wider.

Anna, die jüngste der vier Frauen, stimmt dem Konzept am stärksten zu. Für sie ist das Lesbischsein ein sehr wichtiger Aspekt ihres Lebens, zwischen lesbischer und heterosexueller Welt zieht sie eine klare Grenze. Damit ließe sie sich gegenwärtig im Entwicklungsmodell von Cass (1979) am ehesten der Phase des Identitätsstolzes zuordnen lassen. Anna erzählt außerdem besonders viel von verschiedenen miteinander verbundenen Ängsten: der Angst vor Vorurteilen, der Angst vor negativen Reaktionen auf ein Coming-out und der Angst, auf ihr Lesbischsein reduziert zu werden. Offenbar erlebt sie soziale Fremdheit gegenüber heterosexuellen Menschen besonders deutlich, da sie einerseits ihrem Lesbischsein große Bedeutung beimisst und andererseits das Lesbischsein für sie mit vielfältigen Ängsten verbunden ist.

Für Beate dagegen ist das Lesbischsein einer von vielen Aspekten ihres Lebens, es hat keine besondere Bedeutung mehr. Dem entspricht im Entwicklungsmodell

von Cass das Stadium der Identitätssynthese. Eine prinzipielle Fremdheit zwischen homosexuellen und heterosexuellen Menschen sieht Beate nicht, allenfalls die Lebensstile könnten ihrer Meinung nach als einander fremd aufgefasst werden.

Bei Claudia trifft das Konzept der biographischen Fremdheitserfahrungen auf Zustimmung. Im Interview mit ihr waren die Schwierigkeiten während des inneren Coming-outs eines der wichtigsten Themen. Als einzige meiner Interviewpartnerinnen hat Claudia ihr Leben ausschließlich im ländlichen Raum verbracht. Vielleicht ist darin einer der Gründe für ihre intensiven biographischen Fremdheitserfahrungen zu sehen. Außerhalb der größeren Städte mit ihrer schwul-lesbischen Subkultur ist es mit Sicherheit schwieriger, zu einer lesbischen Identität zu finden. Claudias Umgang mit ihrem Lesbischsein in der Öffentlichkeit stimmt meiner Ansicht nach mit dem Verhalten überein, das Cass für AnhängerInnen der „philosophy of partial legitimization“ in der Phase der Identitätsakzeptanz beschrieben hat.

Doreen bezieht ihre Unterstützung meines theoretischen Ansatzes auf soziale Fremdheitserfahrungen. Sie unterscheidet sich von den anderen Interviewpartnerinnen dahingehend, dass für sie das Lesbischsein eine starke politische Bedeutung hat. Doreens politische Tätigkeit und ihre theoretische Auseinandersetzung mit lesbisch-schwulen Themen haben ihren Blick für verschiedenste soziale Unterschiede geschärft. Ihre Erzählungen über private Erfahrungen sind von diesen Ansichten geprägt. Da sie sich außerdem selbst als separatistisch bezeichnet, kann sie in das Stadium des Identitätsstolzes eingeordnet werden.

Die Ergebnisse der Feinanalyse sowie die Globalauswertungen zeigen, dass die meisten Techniken der Informationskontrolle, die ich in Kapitel 4.2 beschrieben habe, von den Interviewpartnerinnen tatsächlich angewendet werden. In Tabelle 8 sind die Techniken der Informationskontrolle den entsprechenden Phänomenen aus den Interviews gegenübergestellt.

Tabelle 8: Techniken der Informationskontrolle und entsprechende Phänomene aus den Interviews.

Technik der Informationskontrolle	Entsprechendes Phänomen aus den Interviews
Stigma-Symbole verstecken, offen lesbisches Verhalten vermeiden	Situationsangepasstes Verhalten, Unterlassen offen lesbischen Verhaltens (Claudia)
Distanz wahren, Arbeit und Privatleben trennen	strikte Trennung von Arbeit und Privatleben (Beate)
Zeichen des Stigmas als Zeichen einer weniger diskreditierenden Eigenschaft darstellen	kein entsprechendes Phänomen
Trennung zwischen einer (homosexuellen) Welt der Wissenden und einer (heterosexuellen) Welt der Unwissenden	Grenze zwischen lesbischer und heterosexueller Welt (Anna), Separatismus (Doreen)
Selbstenthüllung, Stigma durch Symbole kommunizieren	Unbekanntheit lesbisch-schwuler Symbole (Anna)

Einige Ergebnisse der Feinanalyse weisen meines Erachtens über die theoretischen Überlegungen hinaus. Als besonders wichtig empfinde ich die klare Unterscheidung, die Claudia zwischen der Information über ihr Lesbischsein und einem offen lesbischen Verhalten trifft. Während sie mit der Information über ihr Lesbischsein sehr offen umgeht, hält sie sich mit offen lesbischem Verhalten zurück, und zwar auch gegenüber Menschen, die von ihrem Lesbischsein wissen. Eine derartige *Differenzierung zwischen Informations- und Verhaltenskontrolle* ist in meinen theoretischen Überlegungen nicht erfolgt, ich halte sie mittlerweile aber für notwendig. Sie erscheint besonders interessant, wenn sie mit der verbreiteten Haltung in Zusammenhang gebracht wird, dass lesbische Frauen und schwule Männer an sich in Ordnung sind, ihre sexuelle Orientierung aber in der Öffentlichkeit nicht „zur Schau“ stellen sollten (vgl. S. 40 f.).

Des Weiteren wurde die theoretische Erkenntnis, dass die Techniken der Informationskontrolle der Vermeidung negativer Reaktionen dienen, zunächst bestätigt. In den Interviews wurde darüber hinaus jedoch deutlich, wie sehr dieser Vermeidungsversuch von verschiedenen *Ängsten* motiviert und bestimmt wird. Die Frage nach der Herkunft dieser Ängste blieb weitestgehend unbeantwortet. Besondere Beachtung bei einer weiterführenden empirischen Untersuchung

könnte die Rolle der Medien und später der Eigengruppe (z.B. Selbstdarstellung in Selbsthilfeliteratur) bei der Angstenstehung erfahren.

An den Globalauswertungen der Interviewteile zum Konzept der Fremdheitserfahrungen wird ein zentrales Problem bei der Gegenüberstellung der theoretischen Überlegungen mit den empirischen Ergebnissen deutlich. Dieses Problem sehe ich darin begründet, dass Fremdheit und „sich fremd fühlen“ eher alltagsferne Begriffe darstellen und das Konzept der Fremdheitserfahrungen daher schwer zu vermitteln ist. Durch den Vergleich der Erfahrungen meiner Interviewpartnerinnen mit meinem theoretischen Verständnis von Fremdheitserfahrungen habe ich versucht, die Angemessenheit des Konzeptes für die Beschreibung der Erfahrungen lesbischer Frauen zu verdeutlichen. Die Frage, inwiefern meine Interviewpartnerinnen mir in dieser Hinsicht zustimmen würden, bleibt an dieser Stelle unbeantwortet.

In Kapitel 2.4 habe ich für meine Arbeit folgende Fragestellungen formuliert:

- a) Welche sozialen Fremdheitserfahrungen machen lesbische Frauen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung?
- b) Welche biographischen Fremdheitserfahrungen machen lesbische Frauen?
- c) Welche Auswirkungen haben soziale und biographische Fremdheitserfahrungen darauf, wie lesbische Frauen in verschiedenen sozialen Beziehungen mit ihrem Lesbischsein umgehen?

Im Folgenden beantworte ich diese Fragen aufbauend auf den theoretischen Überlegungen und unter Einbeziehung der vorläufigen empirischen Ergebnisse.

- a) Lesbische Frauen machen Erfahrungen, die sich mit dem Konzept der sozialen Fremdheitserfahrung beschreiben lassen. Sie erleben ihre Nicht-Zugehörigkeit zur Gruppe der heterosexuellen Menschen unter anderem dann, wenn ihnen eine heterosexuelle Identität unterstellt wird bzw. sie sich zum Vorgeben einer heterosexuellen Identität gedrängt fühlen. Im Jugendalter wird soziale Fremdheit besonders als Nicht-Zugehörigkeit zur Peergroup erlebt.

- b) Biographische Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen stehen im Zusammenhang mit ihrem inneren Coming-out. Beispielsweise kann das erste Verliebtsein in eine andere Frau als etwas biographisch Fremdes erfahren werden.
- c) Theoretisch kann der Einsatz von Techniken zur Informationskontrolle zur Vermeidung von Diskreditierung/Stigmatisierung oder Diskriminierung als eine Konsequenz aus sozialen Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen begründet werden. In den vorliegenden Daten wird der Einsatz verschiedener Strategien zur Gestaltung eines Coming-outs und von Möglichkeiten zur Vermeidung eines Coming-outs überwiegend mit der Angst vor negativen Reaktionen bzw. dem Versuch, negative Reaktionen zu vermeiden, begründet. Die Herstellung eines lückenlosen Zusammenhangs zwischen der Angst vor negativen Reaktionen und sozialen Fremdheitserfahrungen ist auf dem gegenwärtigen Stand der Analyse allerdings noch nicht möglich.

8 Kritische Reflexion

Die folgende kritische Reflexion bezieht sich im Wesentlichen auf zwei Bereiche: ausgeblendete oder verkürzt dargestellte Themen im Theorieteil und Schwierigkeiten bei der empirischen Umsetzung der Fragestellung.

In den theoretischen Überlegungen zu Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen und deren Konsequenzen für ihre Lebenspraxis habe ich einige relevante Dimensionen nicht beachtet. So fehlte beispielsweise eine historische Perspektive, mit der Veränderungen der Situation lesbischer Frauen in den letzten zehn bis zwanzig Jahren hätten aufgezeigt werden können. Diese Veränderungen sind meines Erachtens von Bedeutung dafür, wie lesbische Frauen ihr Coming-out gestalten. Ein Coming-out in den 1980er Jahren in der DDR, wie es beispielsweise Claudia erlebt hat, wird sich stark von einem Coming-out in den 1990er Jahren in der BRD unterscheiden. Auf die verschiedenen Erfahrungen, die sich daraus ergeben können, ob eine lesbische Frau in einer (Groß-)Stadt oder auf dem Land lebt, bin ich nur am Rand eingegangen.

In dieser Arbeit standen soziale Fremdheitserfahrungen im Mittelpunkt. Deshalb wurde der Begriff der biographischen Fremdheitserfahrung weniger entwickelt und auch kaum mit der Lebenspraxis lesbischer Frauen verknüpft. Besonders das Interview mit Claudia zeigt jedoch, dass biographische Fremdheitserfahrungen während des inneren Coming-outs von großer Bedeutung sind und in dieser Zeit auch die Lebenspraxis einer lesbischen Frau entscheidend beeinflussen können. Eine Weiterentwicklung und empirische Untersuchung dieses Aspektes wäre daher lohnend.

Die Umsetzung der Fragestellung in die empirische Bearbeitung und die Durchführung eines offenen qualitativen Forschungsprozesses waren für mich mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Dem Anspruch, die Interviews so zu gestalten, dass sie den Interviewpartnerinnen genügend Raum zum Einbringen eigener Erfahrungen und Aspekte bieten, standen die schon für das Erstellen des Interviewleitfadens notwendigen theoretischen Vorarbeiten entgegen. Es ist zu

vermuten, dass dieses Vorwissen mein Interviewverhalten derart beeinflusst hat, dass einige besondere Erfahrungen der Interviewpartnerinnen nicht zur Sprache kamen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass der Großteil der Erzählungen in den Interviews retrospektiven Charakter hatte. Diese rückblickenden Erzählungen können durch Erinnerungsprozesse und den Versuch, Kohärenz zu erzeugen, verfälscht werden. Außerdem sollte bei der Auswertung solcher Erzählungen auch der jeweilige zeitgeschichtliche Kontext berücksichtigt werden. Dies habe ich weder bei der Planung der Untersuchung noch bei der Analyse der Interviews in Betracht gezogen.

Auf ein anderes Problem im Hinblick auf die empirische Bearbeitung meiner Fragestellung bin ich schon im vorigen Kapitel eingegangen: die Alltagsferne der Begriffe *fremd* und *Fremdheitserfahrung*. Die Möglichkeit, diese Begriffe im Ansatz zu erläutern und die Interviewpartnerinnen direkt nach einem Zusammenhang zwischen diesen Begriffen und ihren Erfahrungen als lesbische Frauen zu fragen, sehe ich als einen Vorteil des Interviews gegenüber anderen Erhebungsmethoden. Allerdings wäre eventuell eine mehrstufige Datenerhebung angemessener gewesen, um den Interviewpartnerinnen ausreichend Gelegenheit zur Reflexion zu geben. Auch eine Gruppendiskussion ist als alternative Erhebungsmethode denkbar. Dabei hätten lesbische Frauen miteinander über ihre Ansichten zur Anwendbarkeit des Fremdheitskonzeptes auf ihre jeweiligen Erfahrungen ins Gespräch kommen können.

Der letzte Kritikpunkt bezieht sich auf die Auswertungsmethode. Nach wie vor erscheint mir die Grounded Theory als Auswertungsmethode dem Stand der Theoriebildung im Hinblick auf meine Fragestellung angemessen. Allerdings hat meine mangelnde Erfahrung mit qualitativen Forschungsprozessen allgemein und mit dem Vorgehen nach der Grounded Theory im Besonderen die Anwendung dieser Methode erschwert. Dies hätte eventuell kompensiert werden können, wenn die Analyse gemeinsam mit anderen durchgeführt worden wäre.

9 Zusammenfassung und Ausblick

In dieser Arbeit habe ich versucht, Antworten auf die Fragen zu finden, welche sozialen und biographischen Fremdheitserfahrungen lesbische Frauen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung machen und wie sich diese Erfahrungen auf ihre Lebenspraxis auswirken.

Ich habe dazu die Begriffe der biographischen und sozialen Fremdheitserfahrung aus dem xenologischen Fremdbegriff hergeleitet und durch ihre Anwendung auf in der Literatur dokumentierte Erfahrungen lesbischer Frauen präzisiert. Des Weiteren habe ich als Gemeinsamkeiten lesbischer Frauen die Selbstbezeichnung als lesbisch und die transsituationale Bedeutung der Diskreditierbarkeit ihrer lesbischen Identitäten herausgearbeitet. Den Umgang lesbischer Frauen mit dieser Diskreditierbarkeit habe ich als einen wesentlichen Aspekt ihrer Lebenspraxis benannt.

In Kapitel 3 habe ich Vivienne Cass' Modell der homosexuellen Identitätsbildung dargestellt, um die Komplexität des Prozesses zu verdeutlichen, der zur Entwicklung einer lesbischen Identität führen kann. Die Darstellung dieses Modells ermöglichte außerdem eine weitere Präzisierung der Begriffe der sozialen und biographischen Fremdheitserfahrungen durch deren Einordnung in den lesbischen Identitätsentwicklungsprozess. Die Konsequenzen sozialer Fremdheitserfahrungen für die Lebenspraxis lesbischer Frauen habe ich anhand verschiedener Techniken der Informationskontrolle aus der Theorie zum Stigmamanagement von Erving Goffman erläutert.

Am Ende des theoretischen Teils meiner Arbeit stand die begründete Behauptung, lesbische Frauen würden aufgrund ihrer sozialen Fremdheitserfahrungen in verschiedenen wichtigen Lebensbereichen unterschiedliche Techniken zur Informationskontrolle einsetzen, um sich vor Diskreditierung zu schützen.

Die bisherige Analyse der in den Interviews erhobenen Daten entsprechend der Grounded Theory hat nicht ergeben, dass ein direkter Zusammenhang zwischen sozialen Fremdheitserfahrungen und dem Einsatz von Techniken zur Informationskontrolle hergestellt werden kann. Damit ist jedoch die Existenz dieses Zusammenhangs noch nicht endgültig widerlegt.

Aus den im Rahmen dieser Arbeit ungeklärten Fragen ergeben sich einige Anregungen für weitere Forschungsfragestellungen im Zusammenhang mit dem Thema „Fremdheitserfahrungen lesbischer Frauen“.

Die Bedeutung des Wunsches nach Vermeidung negativer Reaktionen für den Einsatz von Strategien zum Coming-out lässt fragen, was lesbische Frauen unter einer negativen und was unter einer positiven Reaktion auf ein Coming-out verstehen. Des Weiteren ist zu fragen, wann, wie und wodurch die Ängste vor negativen Reaktionen und vor Vorurteilen entstehen, die diesen Prozess so sehr bestimmen und möglicherweise im Zusammenhang mit Fremdheitserfahrungen stehen könnten.

Eine kommunikationspsychologische Analyse von Coming-out-Gesprächen könnte Aufschluss über die kommunikativen Besonderheiten dieser Situationen geben. Neben den Erfahrungen lesbischer Frauen in Bezug auf ihr heterosexuelles Umfeld könnten auch Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Hineinwachsen in die schwul-lesbische Subkultur aus einer xenologischen Perspektive untersucht werden.

Antworten auf diese Fragen könnten zum Teil durch eine Fortführung der begonnenen Analyse nach der Grounded Theory gefunden werden. Dazu wäre eine Weiterentwicklung der bisherigen Kategorien und die Ausdehnung der Analyse auf das gesamte bereits vorhandene Datenmaterial sowie gegebenenfalls die Erhebung weiterer Daten notwendig. Lohnend könnte hier das gezielte Einbeziehen von lesbischen Frauen sein, die vor ihrem Coming-out zunächst über längere Zeit in heterosexuellen Beziehungen gelebt haben. Es ist zu vermuten, dass in diesem Fall biographische Fremdheit verstärkt erfahren wird, da eine heterosexuelle Identität bereits wesentlich etablierter war als bei Jugendlichen.

Einige Fragestellungen – dies betrifft vor allem die Frage nach den kommunikativen Besonderheiten von Coming-out-Situationen – erfordern eine andere Erhebungsmethode. Zu denken wäre hier an Verfahren, die nicht auf narrative Äußerungen beschränkt sind, z.B. erlebnisorientierte und -aktivierende Methoden.

Literaturverzeichnis

- Albro, Joyce C. & Tully, Carol (1997). A Study of Lesbian Lifestyles in the Homosexual Micro-Culture and the Heterosexual Macro-Culture. In Esther D. Rothblum (Hrsg.), Classics in Lesbian Studies (S. 55-68). Binghamton: Harrington Park Press.
- Bass, Ellen & Kaufman, Kate. (1999). Wir lieben wen wir wollen. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Beals, Kristin P. & Impett, Emily A. & Peplau, Letitia Anne. (2002). Lesbians in Love. Why Some Relationships Endure and Others End. In Suzanna M. Rose (Hrsg.), Lesbian Love and Relationships (S. 53-63). Binghamton: Harrington Park Press.
- Böhm, Andreas. (2000). Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory. In Uwe Flick & Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 475-485). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Brown, Laura S. (1995). Lesbian Identities. Concepts and Issues. In Anthony R. D'Augelli & Charlotte J. Patterson (Hrsg.), Lesbian, Gay, and Bisexual Identities Over the Lifespan. Psychological Perspectives (S. 3-23). New York: Oxford University Press.
- Cass, Vivienne C. (1979). Homosexual Identity Formation. A Theoretical Model. Journal of Homosexuality, 4, 219-235.
- Cass, Vivienne C. (1984). Homosexual Identity Formation. Testing a Theoretical Model. The Journal of Sex Research, 20, 143-167.

- de Monteflores, Carmen. (1993). Notes on the Management of Difference. In Linda D. Garnets & Douglas C. Kimmel (Hrsg.), Psychological Perspectives on Lesbian and Gay Male Experiences (S. 218-247). New York: Columbia University Press.
- Dudenredaktion. (Hrsg.). (1996). Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache (21., völlig neu bearb. und erw. Aufl.). Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus.
- Edgar, Timothy. (1994). Self-Disclosure Behaviors of the Stigmatized. Strategies and Outcomes for the Revelation of Sexual Orientation. In Jeffrey R. Ringer (Hrsg.), Queer Words, Queer Images. Communication and the Construction of Homosexuality (S. 221-237). New York u. London: New York University Press.
- Flick, Uwe. (1996). Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Flick, Uwe & von Kardorff, Ernst & Steinke, Ines. (2000). Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In dies. (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 13-29). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Garnets, Linda D. & Kimmel, Douglas C. (1993a). Identity Development and Stigma Management. In dies. (Hrsg.), Psychological Perspectives on Lesbian and Gay Male Experiences (S. 185- 189). New York: Columbia University Press.

- Garnets, Linda D. & Kimmel, Douglas C. (1993b). Introduction. Lesbian and Gay Male Dimensions in the Psychological Study of Human Diversity. In dies. (Hrsg.), Psychological Perspectives on Lesbian and Gay Male Experiences (S. 1-51). New York: Columbia University Press.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Goffman, Erving. (1963). Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Goffman, Erving. (1990). Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität (9. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haas, Roland. (1980). Wörterbuch der Psychologie und Psychiatrie. Englisch – Deutsch. Toronto: Hogrefe.
- Haerberlin, Urs & Niklaus, Eva. (1978). Identitätskrisen. Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung. Bern u. Stuttgart: Verlag Paul Haupt.
- Hammerschmidt, Anette C. (1997). Fremdverstehen. Interkulturelle Hermeneutik zwischen Eigenem und Fremdem. München: Iudicium.
- Heitmeyer, Wilhelm. (2002). Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und erste empirische Ergebnisse. In ders. (Hrsg.), Deutsche Zustände. Folge 1 (S. 15-34). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herd, Gilbert. (1989). Introduction. Gay and Lesbian Youth, Emergent Identities, and Cultural Scenes at Home and Abroad. In dies. (Hrsg.), Gay and Lesbian Youth (S. 1-42). New York u. London: Haworth Press.

- Herek, Gregory M. (1993). The Context of Antigay Violence. Notes on Cultural and Psychological Heterosexism. In Linda D. Garnets & Douglas C. Kimmel (Hrsg.), Psychological Perspectives on Lesbian and Gay Male Experiences (S. 89-107). New York: Columbia University Press.
- Hofmann, Roswitha. (1997). Homophobie und Identität I. Que(e)r Theory. In Barbara Hey & Ronald Pallier & Roswitha Roth (Hrsg.), Que(e)rdenken. Weibliche/männliche Homosexualität und Wissenschaft (S. 105-118). Innsbruck und Wien: Studien Verlag.
- Holzkamp, Klaus. (1996). Manuskripte zum Arbeitsprojekt „Lebensführung“. Forum Kritische Psychologie, 36, 7-112 (posthum).
- Iasenza, Suzanne. (2002). Beyond ‘Lesbian Bed Death’. The Passion and Play in Lesbian Relationships. In Suzanna M. Rose (Hrsg.), Lesbian Love and Relationships (S. 111-120). Binghamton: Harrington Park Press.
- Legewie, Heiner. (1994). Globalauswertung von Dokumenten. In Andreas Boehm & Andreas Mengel & Thomas Muhr (Hrsg.), Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge (S. 177-182). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Liang, A. C. (1997). The Creation of Coherence in Coming-Out Stories. In Anna Livia & Kira Hall (Hrsg.), Queerly Phrased. Language, Gender, and Sexuality (S. 287-309). New York u. Oxford: Oxford University Press.
- Maas, Jörg. (1999). Identität und Stigma-Management von homosexuellen Führungskräften. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Markowe, Laura A. (2002). Coming Out as Lesbian. In Adrian Coyle & Celia Kitzinger (Hrsg.), Lesbian and Gay Psychology. New Perspectives (S. 63-80). Oxford: Blackwell.

- Mayring, Philipp. (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. In Uwe Flick & Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 468-475). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Miller, Lynn C. (1994). The Politics of Self and Other. In: Jeffrey R. Ringer (Hrsg.), Queer Words, Queer Images. Communication and the Construction of Homosexuality (S. 209-218). New York u. London: New York University Press.
- Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. (Hrsg.). (1999). Projektbericht „Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen“. Düsseldorf.
- Penelope, Julia. (1992). Heteropatriarchal Semantics and Lesbian Identity. The Ways a Lesbian Can Be. In dies. Call me Lesbian. Lesbian Lives, Lesbian Theory (S. 78-97). Freedom: Crossing Press.
- Plummer, Kenneth. (1975). Sexual Stigma. An Interactionist Account. London: Routledge & Kegan Paul.
- Ponse, Barbara. (1978). Identities in the Lesbian World. The Social Construction of Self. Westport: Greenwood Press.
- Pschyrembel Wörterbuch Sexualität. (2003). Berlin und New York: de Gruyter.
- Reinberg, Brigitte & Roßbach, Edith. (1995). Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt (3. Aufl.). Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

- Roth, Roswith. (1997). Psychologische Forschungsaspekte der männlichen und weiblichen Homosexualität. Geschlecht vs. Geschlechtsrolle vs. sexuelle Orientierung. In Barbara Hey & Ronald Pallier & Roswith Roth (Hrsg.), Que(e)rdenken. Weibliche/männliche Homosexualität und Wissenschaft (S. 77-104). Innsbruck u. Wien: Studien Verlag.
- Savin-Williams, Ritch C. (1995). Lesbian, Gay Male, and Bisexual Adolescents. In Anthony R. D'Augelli & Charlotte J. Patterson (Hrsg.), Lesbian, Gay, and Bisexual Identities Over the Lifespan. Psychological Perspectives (S. 165-189). New York: Oxford University Press.
- Savin-Williams, Ritch C. (1998). Lesbian, Gay, and Bisexual Youths' Relationships with Their Parents. In Charlotte J. Patterson & Anthony R. D'Augelli (Hrsg.), Lesbian, Gay, and Bisexual Identities in Families. Psychological Perspectives (S. 75-98). New York u. Oxford: Oxford University Press.
- Schneider, Margaret. (1989). Sappho Was A Right-On Adolescent. Growing Up Lesbian. In Gilbert Herdt (Hrsg.), Gay and Lesbian Youth (S. 111-130). New York u. London: Haworth Press.
- Secord, Paul F. & Backman, Carl W. (1961). Personality Theory and the Problem of Stability and Change in Individual Behavior. Psychological Review, 68, 21-32.
- Selting, Margret et al. (1998). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). [PDF-Dokument]. Verfügbar unter:
<http://www.fb1s.uni-hannover.de/sdls/schlobi/schrift/gat/gat.pdf> [28.03.03].

- Shively, Michael G. & De Cecco, John P. (1993). Components of Sexual Identity. In Linda D. Garnets & Douglas C. Kimmel (Hrsg.), Psychological Perspectives on Lesbian and Gay Male Experiences (S. 80-88). New York: Columbia University Press.
- Steffens, Melanie C. (1997). Lesbische und schwule Identitäten. In Melanie C. Steffens & Margret Reipen (Hrsg.), Versteckt und mittendrin. Zur (Selbst-) Darstellung und Wahrnehmung von Lesben und Schwulen in der Öffentlichkeit (S. 43-47). München: Profil.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1996). Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz u. Psychologie Verlags Union.
- Troiden, Richard R. (1977). Becoming Homosexual. Research on Acquiring a Gay Identity. Dissertation, State University of New York at Stony Brook, Stony Brook.
- Troiden, Richard R. (1979). Becoming Homosexual. A Model of Gay Identity Acquisition. Psychiatry, 42, 362-373.
- Troiden, Richard R. (1988). Gay and Lesbian Identity. A Sociological Analysis. Dix Halls: General Hall.
- Waldenfels, Bernhard. (1997). Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldow, Michael. (o.J.). Krisenintervention. Studienbrief.
- Waldow, Michael. (2000). Beratungspsychologie. Vorlesungsskript.

Waldow, Michael. (2002a). Psychologie der Interkulturellen Kommunikation. Arten der Fremderfahrungen. Vorlesungsskript.

Waldow, Michael. (2002b). Psychologie der Interkulturellen Kommunikation. Themenstellung. Vorlesungsskript.

Weitere Hilfsmittel

Bock, Herbert & Pyerin, Brigitte. (2002). Darstellungsrichtlinien zur Abfassung schriftlicher wissenschaftlicher Arbeiten (korrig. und erweiterte Aufl.). Görlitz: Hochschuldruck der Hochschule Zittau/Görlitz (FH).

Bourger, Dorine. (1999). Geschlecht und Begehren. Subjektive Theorien Transsexueller zum Verlauf des Geschlechtswechsels. Diplomarbeit, Technische Universität, Berlin.

Chaplin, James P. (1985). Dictionary of Psychology. New York: Dell Publishing.

Häcker, Hartmut & Stapf, Kurt H. (Hrsg.). (1998). Dorsch Psychologisches Wörterbuch (13. überarb. und erw. Aufl.). Bern u.a.: Huber.

Longman Dictionary of Contemporary English. (1995). Essex: Longman Group.

Anhang

A. Transkriptionsregeln

Ich habe die Interviews nach den Regeln für das Basistranskript des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT) von Selting et al. (1998) transkribiert. Dabei wird grundsätzlich alles klein geschrieben, Großschreibung dient als Kennzeichnung für betonte Worte oder Wortbestandteile. Um die Transkripte für eine eventuelle spätere computergestützte Auswertung z.B. mit ATLAS/ti geeignet zu machen, habe ich außerdem Umlaute und ß umgeschrieben (ä wird zu ae, ü zu ue, ö zu oe und ß zu ss). Die einzelnen Transkriptionsregeln sind auf der nächsten Seite in Tabelle 9 dargestellt.

Die jeweiligen Interviewpartnerinnen sind am Beginn eines Redebeitrages durch den ersten Buchstaben ihres (von mir vergebenen) Vornamens gekennzeichnet, für mich als Interviewerin habe ich durchgehend die Abkürzung „I“ verwendet. Die Namen von weiteren Personen habe ich durch frei erfundene Namen ersetzt. Ortsnamen sind jeweils durch einen allgemeine Bezeichnung, die auf die Größe der Orte hinweist (Kleinstadt, Mittelstadt, Großstadt), und einen Buchstaben gekennzeichnet. Weitere Eigennamen habe ich durch allgemeine Kategorienbezeichnungen ersetzt (beispielsweise „Ich bin Fan einer Fußballmannschaft“ für „Ich bin Fan von Dynamo Dresden“).

Tabelle 9: Transkriptionsregeln nach GAT (Basistranskript).

Merkmal	Darstellung im Transkript/Beispiel	Erläuterung
Überlappungen/Simultansprechen	[] []	
unmittelbarer Anschluss	=	
Pausen		
<i>Mikropause</i>	(.)	
<i>Pausen von ca. 0,25 bis 0,75 Sekunden Dauer</i>	(-), (→), (---)	
<i>Pausen von mehr als 1 Sekunde Dauer</i>	(4.0)	geschätzte Pausendauer
Verschleifungen	hat=s	
Lachen	((lacht))	
Betonung	Großschreibung	
Tonhöhenbewegungen		
<i>hoch steigend</i>	?	
<i>mittel steigend</i>	,	
<i>gleich bleibend</i>	-	
<i>mittel fallend</i>	;	
<i>tief fallend</i>	.	
sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen	<<hustend> >	Freiraum zwischen den schließenden Klammern je nach Reichweite
Unverständliches	()	Freiraum zwischen den Klammern je nach Länge der unverständlichen Passage
vermuteter Wortlaut	(sie)	
mögliche Alternativen	(sie/die)	
Auslassung im Transkript	((...))	

B. Einverständniserklärung/Datenschutzvereinbarung

Ich bin damit einverstanden, dass mein Gespräch mit Cordula Karich im Rahmen ihrer Diplomarbeit:

- auf Tonband aufgezeichnet wird
- für die Auswertung verschriftlicht (transkribiert) wird und
- die Transkription in anonymisierter Form als Teil der Diplomarbeit veröffentlicht wird so dass Rückschlüsse auf meine Person nicht möglich sind.

Ort und Datum

Unterschrift

Ich erkläre, dass ich alle personenbezogenen Daten von _____ vertraulich behandeln werde und nur in einer anonymisierten Form veröffentliche, die Rückschlüsse auf ihre Person nicht zulassen.

Ort und Datum

Unterschrift